



Spielplatzromantik

Spielplätze sind Orte, an denen Kinder lernen, wie man Sandburgen baut, Besitzansprüche verteidigt und anderen Menschen mit einer Plastikschaufel erstaunlich präzise gegen das Schienbein schlägt. Für Erwachsene hingegen sind Spielplätze Orte, an denen sie auf unbequemen Bänken sitzen, kalten Kaffee trinken und so tun, als würden sie ihre Kinder ununterbrochen aufmerksam beobachten – was sie natürlich auf jeden Fall machen!

Ich saß an diesem Nachmittag auf einer dieser Bänke und beobachtete zumindest gelegentlich meine beiden Kinder, die seit zwanzig Minuten an einem Loch arbeiteten, dessen Sinn sich mir nicht erschloss. Meine Tochter behauptete, es werde ein Swimmingpool, mein Sohn sprach von einer Tiefgarage, und vermutlich lag die Wahrheit irgendwo zwischen Größenwahn und vollständiger planerischer Ahnungslosigkeit. Solange keiner von beiden blutete, schrie oder einem fremden Kind Sand in Körperöffnungen füllte, betrachtete ich meine mütterliche Aufsichtspflicht allerdings als ausreichend erfüllt.

Neben mir saßen drei weitere Frauen, deren Kinder ebenfalls irgendwo zwischen Sandkasten, Klettergerüst und Rutsche unterwegs waren und erstaunlicherweise noch vollständig zu ihnen gehörten. Ich kannte keine dieser Frauen wirklich, obwohl wir uns seit Monaten regelmäßig begegneten und inzwischen genügend übereinander wussten, um problemlos übereinander reden zu können.

Die Blonde arbeitete vermutlich irgendetwas mit Versicherungen, die Dunkelhaarige hatte einen Mann namens Stefan, und die Frau mit dem grünen Mantel hasste offenbar ihre Schwiegermutter. Mehr musste man über Menschen eigentlich nicht wissen, um sich ein ziemlich vollständiges Bild ihres Lebens zusammenzubauen und anschließend vollkommen überzeugt damit falschzuliegen.

Manchmal fragte ich mich trotzdem, wie diese Frauen ihr Leben meisterten, wenn sie abends den Spielplatz verließen und hinter ihren Haustüren wieder zu Erwachsenen wurden. Ob sie glücklich waren, ihre Männer noch liebten, heimlich von anderen Leben träumten oder morgens ebenfalls manchmal drei Minuten im Badezimmer standen und einfach niemanden hören wollten.

Von außen wirkten wir jedenfalls erstaunlich ähnlich, mit unseren Trinkflaschen, Feuchttüchern, zerdrückten Keksen und jener Erschöpfung, die vermutlich irgendwann offiziell als Kleidungsstück für Mütter anerkannt wird.

Dann öffnete sich das kleine Metalltor am Eingang, und innerhalb weniger Sekunden veränderte sich die Aufmerksamkeit sämtlicher anwesender Frauen auf eine Weise, die beinahe wissenschaftlich messbar gewesen wäre.

Ein kleiner Junge kam herein, vielleicht fünf Jahre alt, hinter ihm ein Mann, der offensichtlich nicht verstanden hatte, dass durchschnittliches Aussehen auf einem Spielplatz gesellschaftlich deutlich rücksichtsvoller gewesen wäre.

Er war groß, schlank, dunkelhaarig und trug Jeans, ein schlichtes Hemd und diesen vollkommen unnötigen Dreitagebart, den manche Männer vermutlich direkt mit der Pubertät geschenkt bekommen.

Ich bemerkte sofort, wie die Blonde neben mir ihren Rücken durchdrückte, während die Frau mit dem grünen Mantel plötzlich ihre Haare kontrollierte und dabei größtmögliche Beiläufigkeit vortäuschte.

Selbst die Dunkelhaarige, die ihren Stefan normalerweise in jedem zweiten Satz erwähnte, betrachtete den Neuankömmling mit jener konzentrierten Aufmerksamkeit, die Stefan vermutlich selten erleben durfte.

Der Mann schien davon nichts zu bemerken, setzte sich auf die freie Bank gegenüber und beobachtete seinen Sohn, der sofort zielstrebig Richtung Klettergerüst verschwand.

Innerhalb der nächsten fünf Minuten erfuhr der Mann ungefragt, welche Grundschule besonders empfehlenswert war, wo es gutes Eis gab und warum der Sandkasten dringend erneuert werden müsste. Er beantwortete sämtliche Gesprächsversuche freundlich, aber knapp, und seine Schweigsamkeit machte ihn selbstverständlich nicht uninteressanter, sondern verwandelte ihn endgültig in ein geheimnisvolles Wesen mit Dreitagebart.

Plötzlich musste die Blonde wissen, ob sein Sohn öfter hier spiele, während die Dunkelhaarige wissen wollte, ob er neu in der Gegend sei. Ich beteiligte mich nicht daran, denn ich besaß schließlich Würde, Selbstbeherrschung und außerdem zwei Kinder, die inzwischen beschlossen hatten, ihren Swimmingpool beziehungsweise ihre Tiefgarage aufzugeben. Meine Tochter wollte schaukeln, mein Sohn wollte plötzlich ebenfalls irgendetwas anderes, und deshalb verließ ich meine Beobachtungsposition mit der beruhigenden Gewissheit moralischer Überlegenheit.

An der Schaukel angekommen, setzte sich meine Tochter auf das Brett, streckte erwartungsvoll die Beine aus und verlangte jene Geschwindigkeit, bei der verantwortungsvolle Eltern normalerweise über Versicherungsbedingungen nachdenken. Ich schob sie an, zunächst vorsichtig und anschließend kräftiger, während sie begeistert kreischte und mir wiederholt erklärte, dass ich selbstverständlich noch viel höher schieben müsse.

Dann bemerkte ich den kleinen Jungen neben mir, der vor der zweiten Schaukel stand und offenbar darauf wartete, dass ihm jemand beim Hinaufklettern half. Noch bevor ich reagieren konnte, erschien sein Vater neben mir, hob den Jungen auf die Schaukel und stand plötzlich so nah, dass mein eben noch tadellos funktionierendes Nervensystem spontan kündigte.

Aus der Nähe sah er bedauerlicherweise nicht schlechter aus, weshalb ich mich auf meine Tochter konzentrierte und sie beinahe mit übertriebener Begeisterung Richtung Himmel beförderte. Der Mann hingegen lächelte mich an und sagte etwas über die erstaunliche Ausdauer von Kindern, während ich mehrere Sekunden benötigte, um eine Antwort mit verständlichen Wörtern zusammenzubauen.

Zu meiner Überraschung ging er anschließend nicht wieder weg, sondern blieb neben mir stehen und begann tatsächlich ein Gespräch, das über Sandkästen und Kinderschuhe hinausging. Er fragte, wie lange wir schon hier wohnten, was ich beruflich machte und ob ich manchmal ebenfalls das Gefühl hätte, dass Elternsein hauptsächlich aus Improvisation bestehe. Ich erzählte ihm Dinge, die ich einem völlig fremden Mann normalerweise nicht innerhalb weniger Minuten erzählt hätte, und gleichzeitig interessierte er sich tatsächlich für meine Antworten.

Er hörte zu, ohne sofort von sich selbst zu erzählen, lachte an den richtigen Stellen und stellte Fragen, die bewiesen, dass er meine vorherigen Sätze verstanden hatte. Natürlich verliebte ich mich nicht sofort, denn ich war eine erwachsene Frau mit Lebenserfahrung, gesundem Menschenverstand und einer beeindruckenden Sammlung gescheiterter romantischer Vorstellungen. Ich stellte lediglich fest, dass seine Augen schön waren, seine Stimme angenehm klang und gemeinsame Sonntage mit Kaffee, Zeitung und friedlich spielenden Kindern durchaus vorstellbar erschienen.

Innerhalb weniger Minuten kannte ich selbstverständlich bereits unsere gemeinsame Wohnung, obwohl ich vorsichtshalber noch nicht entschieden hatte, ob wir einen Hund anschaffen würden. Vielleicht würden unsere Kinder beste Freunde werden, vielleicht würden wir gemeinsam in den Urlaub fahren, und vielleicht würden die anderen Frauen irgendwann neidisch beobachten, wie selbstverständlich er meine Hand nahm.

Ich sah bereits die Blonde auf ihrer Bank sitzen und wusste genau, dass ich ihr gegenüber niemals triumphierend lächeln würde, sondern lediglich außergewöhnlich zufrieden aussehen müsste.

Der Mann neben mir sagte noch etwas, das ich nicht mehr verstand, weil meine Fantasie inzwischen ungefähr fünf Jahre Vorsprung vor unserer tatsächlichen Bekanntschaft erreicht hatte. Dann drehte er sich plötzlich zu mir, sein Gesicht kam näher, und für einen vollkommen absurden Moment war ich überzeugt, dass dieser wunderschöne Fremde mich tatsächlich küssen wollte. Ich schloss beinahe die Augen, während mein Herz einen peinlich jugendlichen Satz machte und sämtliche vernünftigen Gedanken geschlossen den Spielplatz verließen.

Im nächsten Moment traf mich eine Ladung Sand mitten im Gesicht, und statt warmer Lippen spürte ich kleine Körner zwischen Zähnen, Wimpern und vermutlich sämtlichen Poren. Ich riss die Augen auf und stellte fest, dass kein Mann vor mir stand, keine romantische Annäherung stattgefunden hatte und ich noch immer auf meiner Bank saß. Vor mir stand meine Tochter mit

hochrotem Kopf, einer leeren Plastikschaufel in der Hand und jener Empörung, die ausschließlich Kinder entwickeln können, deren Bedürfnisse drei Sekunden unbeachtet bleiben. Sie erklärte mir mit beeindruckender Lautstärke, dass sie bereits ungefähr hundertmal gesagt habe, sie wolle etwas trinken, während ihr Bruder hinter ihr wieder begeistert weiterbuddelte.

Ich blinzelte Sand aus meinen Augen, griff nach der Trinkflasche und sah unauffällig hinüber zu dem schönen Fremden, der weiterhin schweigend seinen Sohn beobachtete. Neben ihm versuchte die Blonde gerade erneut, ein Gespräch mit ihm zu beginnen, während die Dunkelhaarige plötzlich wissen wollte, welchen Kindergarten sein Sohn besuchte.

Ich reichte meiner Tochter die Flasche und beschloss, dass Spielplatzromantik vermutlich genau dafür erfunden worden war, Erwachsenen zwischen Trinkflaschen, Sandburgen und Wutanfällen gelegentlich eine Fünf-Minuten-Flucht zu schenken.

Quality-Time

Ich bin auf dem Weg in den Keller, um die Wäsche aus der Waschmaschine in den Trockner zu räumen. Tür auf, Wäsche raus, Tür zu, ausschalten, Tür vom Trockner auf, Wäsche rein, Tür zu, einschalten. Ich drücke den Rücken durch, atme tief ein und aus, lausche kurz, nehme mein Handy aus der Hosentasche und möchte ein paar Nachrichten lesen, als von oben ein durchdringendes Kindergeschrei zu mir dringt. Ich stecke das Handy weg, schalte es noch in der Hosentasche aus, laufe nach oben, sehe die Ursache des Geschreis, ärgere mich, worüber die Kinder sich geärgert haben, und erkläre beiden, dass die Spielsachen dafür da sind, dass beide damit spielen können. Ich verzichte für den Moment auf den spannenden Bericht, den ich in meiner Online-App gesehen hatte, möchte ihn mir für später merken und weiß jetzt schon, dass ich ihn nur per Zufall wiederfinden werde. „Nicht so wichtig“, sagt meine Frau immer, und sie hat recht, es ist bei weitem nicht wichtig, aber das Lesen des Artikels in völliger innerer und äußerer Ruhe wäre für mich reine Quality-Time, etwas, von dem ich nur noch eine vage Ahnung habe, was das einmal war. Das Spannende am Vaterwerden und der Übernahme von Babycare und erweiterten Haushaltsprozessen ist nicht so sehr die Veränderung im Verhalten, die damit einhergeht; nicht die aufbauende Bindung zum Baby, die man trotz aller Sorgen und Arbeit niemals infrage stellt, nicht das eigene Fertigsein und Arbeiten am Rande eines Burnouts, nicht die Streitereien innerhalb der Partnerschaft, die durch einen veränderten Fokus neu verhandelt werden müssen, nein, es ist das eigenständige und höchst freiwillige Aufgeben des eigenen Zufriedenseins, in dem festen Glauben, dass das Vatersein den Verlust nicht nur ausgleicht, sondern sogar übertrifft.

Dem ist – zumindest bei mir – nicht so; und mir wird langsam bewusst, dass es allen Beteiligten gegenüber unfair ist, das zu erwarten. Ich stecke in diesem Gedanken, als ich es rieche – schnappe mir das Kind, lege es auf den Unterarm, greife professionell in die Windel, schiebe sie weg, sehe und rieche den Haufen, mache Spaß mit dem Kleinen, bringe ihn zum Wickeltisch, hole eine neue Windel raus, Body auf, Windel auf, Feuchttücher, Windel als Paket zusammenfalten, ab damit in den Windeleimer, neue Windel an, Body zu, Kind wieder runter vom Wickeltisch – zum Glück ist Sommer, da geht das alles einfacher. Wo waren meine Gedanken? Ehe ich ihn wieder aufnehmen kann, erreicht mich die Frage – ist es eine Frage oder etwas anderes? –, ob ich mich um das andere Kind kümmern kann, da bei meiner Frau ein eigenes Bedürfnis ansteht. Ich nehme die Kleine, gehe zur Couch, setze mich, fange an zu spielen, da kommt der Große und reißt mir beinahe die Kleine aus der Hand. Schimpfen bringt nichts, die Kinder sind in dem Alter bei sich selbst, also werde ich zwar lauter, aber mehr körperlich, was den Großen zur Rauferei auffordert – ein klassischer Fall in meinem Leben, wo ich versuche, nonverbale Kommunikation mit dem Kind zu führen, es aber

völlig anders verstanden wird – der Erfahrungshorizont und die Kontextualisierung und so. Hilft der Gedanke? Im Moment keinen Meter!

Das Kind auf dem Arm fängt bald das Nölen an; es hat Hunger und ich warte auf die Rückkehr meiner Frau, die das Kind doch hören muss. Stehe auf, laufe herum, wippe, gebe dämliche Laute von mir, die jedoch schon länger weit unterhalb der Schamgrenze sind, seitdem diese auch massiv verlegt wurde, stupse das Kind mit meiner Nase an seins, knutsche es, lache gestellt, doch als sich das zarte Lächeln bei ihr in einen Ausdruck bitterster Zitrone verwandelt, weiß ich: Es ist kurz vor der Eskalation. Zum Glück kommt meine Frau von ihrer Quality-Time zurück (a. k. a. Toilettenbesuch), fordert von mir einen obligatorischen, wie im Ergebnis unsinnigen Windelwechsel ein, den ich natürlich durchführe, und kaum, dass die Kleine an der Brust der Mama ist und ich den Gedanken an den Artikel aus dem Keller wieder greifen kann, kassiere ich die nächste Aufgabe und halte meinen Großen davon ab, auf meine Frau und das Baby zu klettern, wehre die zarten Versuche einer Rebellion gegen meine Umklammerung ab, gehe mit ihm in die Spielecke und teile meine Spielzeuggarage, in der er seine Autos parken möchte. Den Artikel habe ich längst vergessen, war aber wohl auch nicht wichtig.

Die Schlacht

Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte ich auf die Idee kommen, dass vor mir ein Haufen Gladiatoren steht, der gleich mit Kuchengabel und Messer bewaffnet über den Geburtstagskuchen herfallen wird, um ihn in alle Einzelteile zu zerlegen.

Dass wir zu diesem Punkt am Kindergeburtstag gekommen sind, grenzt für mich an ein Wunder, das ich in meiner persönlichen Emotionalität locker zu den Weltwundern zählen müsste.

Es fing alles damit an, dass wir nach und nach die Kinder ins Haus ließen, die wir zum Geburtstag des jüngsten Sohnes eingeladen hatten – und man möchte meinen, dass wir mit der großen Tochter und dem älteren Bruder genug Erfahrungen gesammelt haben, um jegliche Form des stressigen Kindergeburtstags mit einer lockeren Eleganz wegzulächeln.

Doch weit gefehlt!

Wir ließen also die Kinder in unser Haus und freuten uns, dass alle brav ein Geschenk abgaben, das wir nachher beim modernen Kindergeburtstagsflaschendrehen nacheinander aufmachen würden, und gaben den Kindern erst einmal Raum, anzukommen und untereinander ein wenig zu spielen.

Dabei hätte uns bereits auffallen können, dass diese Gruppe weder in sich homogen war, noch in Anzahl und Auslenkung von kaum zu bändigender Energie eine Ausgewogenheit in sich hatte, sodass wir beide von Anfang an gefühlt jede Sekunde mit einem oder mehreren der Kinder beschäftigt waren.

Wir hatten uns als geübte Eltern natürlich ein Programm zurechtgelegt, das die Phasen des Spielens, des Kuchenessens und des Tobens sinnvoll unterbrach, doch als ich zur lang konzipierten, selbst geschriebenen und in vielen Selbstversuchen geprüften Schatzsuche kommen wollte, hatte ich anteilig maximal fünf der acht Kinder in meiner Nähe, und auch meine Frau schaffte es kaum, weitere Kinder zu mir zu treiben, ohne dass sich die ersten bereits wieder zum Spielen an einen anderen Ort verabschiedeten.

Wir waren absolut sicher davon ausgegangen, dass wir mit der Schatzsuche richtig lagen, doch am Ende entschied ich, dass nur vier Kinder – und damit die Hälfte – mit mir auf Schatzsuche gingen. Aus einer gesunden Erwachsenenlogik heraus könnte man jetzt auf die Idee kommen, dass diejenigen Kinder, die bei der Schatzsuche nicht dabei gewesen sind, auch keinen Teil der Beute erhalten, doch bei Kindern funktioniert Verteilungslogik naturgemäß anders.

Gab es vorher in etwa drei Grüppchen – zuweilen wechselnder Weise –, spaltete sich die Gruppe nun schließlich in zwei Lager: wir gegen die!

Diese Kampfansage sollte den weiteren Verlauf des Kindergeburtstags eminent beeinflussen, was sich im Folgenden besonders beim Flaschendrehen und Entchenangeln zeigte, wo der kindliche Neid, der durchaus seine heftigen Spitzen haben konnte, voll durchbrach.

Den Höhepunkt der Konfrontation erreichten wir kurz vor dem Kuchenessen, als sich die Gruppen binnen weniger Augenblicke verselbstständigten und den Geburtstag zu einer Kissen-/Kuscheltier-/Decken-/Getränkebecher-Schlacht transformierten, die wir nur mit Mühe und Not und harschen Ansagen eindämmen konnten.

Dennoch – und das ist die viel zu späte Erkenntnis, dass wir die aufgewühlte Energie sicher nicht aus der Gruppe herausbekommen, indem wir weiteren Zucker in die Blutbahnen der Kinder pumpen – waren wir so kurzsichtig und hofften, dass die Nachrichten vom Kuchenessen die Gemüter besänftigen würden.

Nun stehen also die Gladiatoren in Reih und Glied und klopfen mit dem Besteck wie mit Harken und Piken auf den Boden, ehe sie in Wikingermanier den Kuchen in sich schaufeln oder ihn alternativ wie Alchemisten zu Kuchenkrümelstaub transformieren.

Meine Frau und ich stützen uns gegenseitig und entscheiden, die Kinder für einen Moment in ihrem Vernichtungswahn alleine zu lassen, doch als ich meinen Blick zur Uhr richte und feststellen muss, dass erst ein Drittel der Zeit vorbei ist, ahne ich, dass die Schlacht erst der Anfang des Krieges in unserem Haus ist.

Räum auf!

Letztens kam ich in das Zimmer meines pubertierenden Sohnes und es sah aus, als hätte er den nicht ernst gemeinten Auftrag ernst genommen, jeden Quadratmillimeter seines Bodens mit irgendeinem Gegenstand zu bedecken. Zwischen dem Gefühl der Freude, dass mein Sohn etwas mit einer solchen Konsequenz betrieben hatte, und dem aufwallenden Zorn, dass mein eigentlich gemeinter Auftrag wieder einmal völlig ignoriert worden war, fand ich im hinteren Bereich des Zimmers eine kleine Ecke, wo ich den Boden sehen konnte – und das Gefühl der Freude hatte keine Chance mehr. Ich nahm tief Luft und ließ den Zorn über meine Stimmbänder entweichen, doch die erwartbare Reaktion meines Sohnes zeigte mir, dass er seine Legierung mit Teflon überpinselt hatte, denn es kam nicht mehr der zarteste Hauch einer Kritik bei ihm an. Doch, o Wunder, bemerkte ich plötzlich eine Regung in seinem Gesicht und ein noch etwas unausgereifter Blick der Überlegenheit – man möchte nicht gleich sagen: Überheblichkeit! – zeigte sich.

»Dein Vorwurf, lieber Vater«, begann er mit einer viel zu freundlichen Stimme, »läuft ins Nichts, da Chaos im Griechischen weiter leerer Raum bedeutet, und ich interpretierte das so, dass mein leeres Zimmer nicht unaufgeräumt sein kann!«

Ich gebe zu, ich war baff, aber vor allem musste ich mir selber eingestehen, dass das Gefühl der Freude plötzlich die Oberhand hatte. Mein Sohn sah und genoss seinen klaren Sieg, drehte sich um und ging zurück ins Wohnzimmer, wo er sicherlich die Momente des Bildschirmmanbetens maximieren würde.

Auch ich nahm mein Handy aus der Tasche und wollte mich nicht so einfach geschlagen geben, denn ein verlorener Kampf macht noch keine verlorene Schlacht, und ich wühlte mich durch eine Vielzahl an unwissenschaftlichen Meinungstexten, ehe feststand, dass er zwar gewonnen hatte, es aber allenfalls ein Pyrrhussieg sein würde! Ich stapfte meinem Sohn hinterher ins Wohnzimmer, stellte den Ignoranten, wie er seinen Bildschirm anbetete, und fabulierte über die Zusammenhänge der griechischen Mythologie, redete über Chaos, Kosmos, Gaia, Nyx, Tartaros, Erebos, Eros und wie sie auch alle hießen, ehe ich zu dem Punkt gelangte, den ich vor allem machen wollte, und zwar den etymologischen Beweis, dass sich die Bedeutung des Wortes über all die Jahrhunderte verändert hatte und nun einfach nur Unordnung bedeutete, doch da war es wieder, das Teflon! Ich bemerkte viel zu spät, dass mir mein Sohn so gar nicht zugehört hatte, und vor meinen Augen stand das Endergebnis dieser Schlacht: 3:0 für ihn. Tief in mir sammelte sich etwas, das sich wie die Urwut anfühlte, doch bevor ich meine letzte Elternwürde aufs Spiel setzte, sollte ich ihn anschreien, sprang ich über meinen Schatten und bot an, sein Zimmer mit ihm zusammen aufzuräumen. Auch wenn ich dann sicherlich mehr als drei Viertel der Arbeit machen musste,

würde unser Leben von einer großen Unordnung wieder ein klein wenig mehr in Richtung Ordnung geschoben – die Seite des Lebens, die ich einfach viel mehr mag!

Quid pro quo

Es gibt diese Momente im Familienurlaub, in denen man sich ernsthaft fragt, warum man eigentlich mehrere hundert Kilometer gefahren ist, nur damit jemand an einem anderen Ort genauso schlechte Laune haben kann wie zu Hause.

Wir sind im Urlaub, das Wetter spielt einigermaßen mit, die Landschaft sieht aus, als hätte sich irgendein Tourismusverband persönlich um jeden Baum gekümmert, und eigentlich könnten wir eine ziemlich gute Zeit haben. Zumindest könnten wir das, wenn unser Großer nicht beschlossen hätte, dass nahezu alles, was seine Eltern als gemeinsamen Ausflug bezeichnen, eine vollkommen überflüssige Verschwendung seiner kostbaren Lebenszeit darstellt.

Wandern findet er langweilig, irgendwelche alten Gebäude sind noch langweiliger, schöne Aussichten lassen ihn völlig kalt, und selbst bei Aktivitäten, die wir ausdrücklich wegen der Kinder ausgesucht haben, hält sich seine Begeisterung zuverlässig in überschaubaren Grenzen. Dabei muss er seine Abneigung nicht einmal besonders ausführlich erklären, denn seine Körperhaltung übernimmt diese Aufgabe inzwischen mit einer beeindruckenden Präzision, die vermutlich jahrelanges Training vorausgesetzt hat. Die Schultern hängen ein bisschen tiefer, der Blick wandert demonstrativ in eine andere Richtung, und wenn wir besonders viel Glück haben, bekommen wir zusätzlich dieses langgezogene Seufzen geschenkt, das Eltern zuverlässig daran erinnert, wie unfassbar anstrengend ihre bloße Existenz sein kann.

Natürlich versuchen wir trotzdem, ihm unsere Pläne schmackhaft zu machen, erzählen etwas von tollen Aussichten, spannenden Orten und Dingen, die man schließlich nicht jeden Tag zu sehen bekommt. Seine Begeisterung wächst dadurch ungefähr so stark, wie meine Lust auf eine Steuerprüfung wachsen würde, wenn der Finanzbeamte mir vorher verspricht, dass sein Büro einen wirklich schönen Ausblick besitzt – und während ich ihn irgendwann ein paar Meter vor mir laufen sehe, Hände in den Taschen und offensichtlich schwer damit beschäftigt, diesen Urlaub irgendwie zu überleben, kommt mir plötzlich etwas erschreckend Bekanntes an dieser Situation vor: Denn ziemlich genau so bin ich früher ebenfalls hinter meinen Eltern hergelaufen, wenn sie wieder irgendeinen Programmpunkt entdeckt hatten, den sie für kulturell wertvoll, landschaftlich beeindruckend oder aus vollkommen unerklärlichen Gründen sogar für interessant hielten.

Meine Eltern hatten nämlich ebenfalls diese bemerkenswerte Vorstellung, dass ein Familienurlaub nicht ausschließlich daraus bestehen könne, herumzuliegen, Unsinn zu machen und möglichst wenig von der Umgebung mitzubekommen.

Also wurden Kirchen besichtigt, Innenstädte durchquert, Aussichtspunkte erklommen und Wanderwege ausprobiert, deren angebliche Schönheit sich mir damals nicht einmal mit sehr viel Fantasie erschließen wollte.

Besonders schlimm waren diese Ausflüge, bei denen Erwachsene irgendwann stehen blieben, auf irgendein Tal zeigten und mit ehrlicher Begeisterung erklärten, wie wunderschön diese Aussicht doch sei. Ich sah dann meistens dasselbe wie vorher, nämlich Berge, Bäume und Himmel, und konnte beim besten Willen nicht verstehen, warum man dafür mehrere Kilometer bergauf laufen musste. Man hätte schließlich auch einfach unten bleiben können, wo es Getränke, Sitzgelegenheiten und mit etwas Glück sogar einen Laden gab, in dem man sein Taschengeld loswerden konnte.

Heute stehe ich selbst an solchen Aussichtspunkten, schaue begeistert in irgendwelche Täler und rufe meinen Kindern zu, dass sie unbedingt einmal herkommen müssen, weil der Blick wirklich unglaublich schön ist. Spätestens in diesem Moment müsste mir eigentlich auffallen, dass ich mich auf eine ziemlich verstörende Art und Weise in genau den Erwachsenen verwandelt habe, dessen Verhalten ich früher niemals verstehen konnte. Mein Sohn sieht mich dann vermutlich genauso an, wie ich meine Eltern angesehen habe, und wahrscheinlich denkt er ebenfalls darüber nach, warum erwachsene Menschen plötzlich begeistert von Felsen, Fachwerkhäusern oder irgendwelchen historischen Mauern sein können, wenn sie zu Hause ohne Freudenschrei tonlos daran vorbeifahren.

Natürlich könnte ich jetzt aus meinen eigenen Erinnerungen lernen, sämtliche Pläne über Bord werfen und ihm einfach erlauben, seine Ferien genauso zu verbringen, wie er es gerade am liebsten möchte. Womöglich müsste ich verständnisvoll nicken, mich neben ihn setzen und erklären, dass ich genau weiß, wie beschauert sich solche Familienausflüge anfühlen können, wenn man selbst überhaupt keine Lust darauf hat.

Für einen kurzen Moment klingt dieser Gedanke sogar vernünftig, denn schließlich sollte jede Generation aus den Fehlern der vorherigen lernen und bestimmte Dinge vielleicht einfach ein bisschen besser machen.

Dann denke ich allerdings darüber nach, was von meinen eigenen Familienurlaube geblieben ist, und überraschenderweise sind es ausgerechnet viele dieser angeblich vollkommen überflüssigen Ausflüge, an die ich mich heute noch erinnere. Ich erinnere mich an Wanderungen, über die ich damals gemeckert habe, an Städte, durch die ich widerwillig gelaufen bin, und an Aussichtspunkte, deren Schönheit mir erst Jahrzehnte später irgendwie verständlich geworden ist. Wahrscheinlich waren meine Eltern deshalb gar nicht so ahnungslos, wie ich damals dachte, sondern wussten einfach, dass Kinder nicht bei jeder gemeinsamen Erinnerung vorher begeistert ihre Zustimmung geben müssen.

Diese Erkenntnis gefällt mir ausgesprochen gut, weil sie mir erlaubt, gleichzeitig verständnisvoller Vater und vollkommen uneinsichtiger Familienurlaubsdiktator zu bleiben, ohne darin einen größeren Widerspruch erkennen zu müssen. Also beschließe ich, überhaupt nichts zu ändern, und

verkünde meinem Sohn weiterhin mit beeindruckender Zuversicht, dass wir morgen diesen Ort anschauen und übermorgen selbstverständlich jenen Ausflug unternehmen werden.

Er darf darüber meckern, er darf gelangweilt schauen, und meinetwegen darf er unterwegs auch so dramatisch seufzen, dass besorgte Wanderer glauben, irgendwo verliere gerade ein alter Elch sein Leben.

Ich werde seine schlechte Laune aushalten, genauso wie meine Eltern vermutlich meine schlechte Laune ausgehalten haben, während sie sich wahrscheinlich heimlich fragten, warum sie dieses undankbare Wesen überhaupt mitgenommen hatten.

Irgendwann, einige Tage später, als wir wieder einmal unterwegs sind und mein Großer mir ziemlich eindeutig zu verstehen gibt, dass er auf diesen Ausflug wirklich überhaupt keinen Bock hat, erzähle ich ihm schließlich von meiner eigenen Kindheit. Ich erzähle ihm, dass ich genauso gewesen bin, dass ich dieselben Ausflüge gehasst habe und dass meine Eltern mich trotzdem mitgeschleppt haben, obwohl meine Begeisterung wahrscheinlich ebenfalls niemand übersehen konnte.

Für einen winzigen Moment glaube ich, Verständnis in seinem Gesicht zu erkennen, sogar etwas Hoffnung, dass diese Geschichte nun mit einer überraschenden Wendung zu seinen Gunsten enden könnte.

Deshalb erkläre ich ihm, dass ich seine Gefühle wirklich verstehen kann, dass ich genau weiß, wie nervig solche Unternehmungen sein können, und dass ich seine schlechte Laune keineswegs persönlich nehme. Dann sage ich ihm allerdings auch, dass wir trotzdem weiter unsere Ausflüge machen werden, weil manche Traditionen innerhalb einer Familie offenbar wichtiger sind als kurzfristige Zufriedenheit und entspannte Gesichtsausdrücke.

Sein Blick verrät mir ziemlich deutlich, dass er diese pädagogische Erklärung weder überzeugend noch besonders hilfreich findet, weshalb ich ihm zumindest einen kleinen Hoffnungsschimmer für seine Zukunft mitgeben möchte. Ich lege ihm also den Arm um die Schulter und verrate ihm, dass er sich keine Sorgen machen müsse, weil irgendwann der wunderbare Tag kommen werde, an dem sich alles auszahlt.

In ungefähr dreißig Jahren könne er nämlich mit seinen eigenen Kindern in den Urlaub fahren, irgendwelche Burgen besichtigen, durch Innenstädte laufen und auf Berge steigen, obwohl wirklich niemand außer ihm darauf Lust habe. Dann dürfe er seinen Kindern erzählen, dass solche gemeinsamen Unternehmungen wichtig seien, während sie hinter ihm herlaufen, die Augen verdrehen und sich gegenseitig versichern, später niemals so zu werden wie ihr Vater.

Mein Sohn schaut mich einen Moment lang schweigend an, und ich kann ziemlich genau erkennen, dass er gerade überlegt, ob dreißig Jahre möglicherweise eine unangemessen lange Wartezeit für seine Rache sind. Dann läuft er weiter, natürlich immer noch ohne besondere Begeisterung,

während ich hinter ihm hergehe und plötzlich ziemlich genau weiß, warum meine Eltern damals bei unseren Familienausflügen manchmal so zufrieden gelächelt haben.

Wahrscheinlich hatten sie nämlich längst verstanden, was ich gerade erst begreife, denn Familienurlaub bedeutet nicht, dass alle jederzeit glücklich sein müssen, sondern manchmal einfach nur, dass alle gemeinsam dieselbe Geschichte erleben – und einige dieser Geschichten werden offenbar erst richtig gut, wenn man dreißig Jahre später feststellen darf, dass man inzwischen selbst derjenige geworden ist, über den man sich früher so herrlich aufgeregt hat.

Tagebuch eines Vollzeitgenervten

Als meine Eltern in den Urlaub fahren wollten und sie das Wort Sommerfrische fallen ließen, dachte ich an Strand und eine frische Brise und entschied, mit ihnen zu fahren, obwohl ich auch die Chance hatte, zu Hause zu bleiben. Es ist meinem Alter von 16 Jahren geschuldet, dass ich versuche, mich so wenig wie möglich mit meinen Eltern abzustimmen, da mir die lieb gewonnenen Freiheiten sehr wichtig sind. Daraus ergab sich, dass ich Sommerfrische falsch interpretierte und davon ausging, dass wir an einen Strand fahren würden, doch als wir uns auf dem Weg befanden und ich realisierte, dass das Navigationsgerät uns direkt in die Berge nach Österreich führte, schwante mir Übles. Doch ich hätte nie erahnen können, wie übel es werden würde, denn als wir ankamen, stellte ich fest, dass wir keinerlei Internet vor Ort besaßen – weder über kabelgebundenes WLAN noch über eine ausreichende Datenverbindung via Satellit oder Funk. Wir waren astrein von der Außenwelt abgeschnitten, und mir wurde langsam klar, dass ich weder die richtige Kleidung für die zwei Wochen eingepackt hatte noch einen Plan hatte, was ich die ganze Zeit über machen wollte, um nicht vollständig abgefickt zu sein. In der Überzeugung, dass wir nicht in die Berge, sondern an den Strand wollten, hatte ich vor allem dünne, kurze Klamotten eingepackt und war mir sicher, dass ich, am Strand liegend, die Brise und die Sonne genießen würde, doch es sollte ein Horrortrip am A-Punkt der Welt werden. Am ersten Tag nahm ich das Ganze noch mit einer Portion Humor, doch schon am zweiten Tag wachte ich mit knallenden Kopfschmerzen auf und war mir sicher, dass ich niemals wieder lebend nach Hause finden würde.

Ich verweigerte mich der ersten und der zweiten Wanderung an den folgenden Tagen und gammelte ohne Ziel und Verstand zuhause herum, tigerte durch die Wohnung und suchte nach einer Beschäftigung, doch mir wollte partout keine einfallen. Dem Kontakt zur Außenwelt beraubt, fiel mir nichts Sinnvolles ein, sodass ich am vierten Tag notgedrungen mit meinen Eltern auf eine Wanderung ging, in der Hoffnung, dass ich irgendwo einen Fetzen mobiles Internet finden würde, doch als ich diesen Fetzen endlich auf meinem Display in Form eines zarten Balkens zu sehen bekam, wurde mir schlagartig klar, dass mein Handyvertrag nicht für das EU-Ausland freigeschaltet war. In meiner Verzweiflung versuchte ich noch, über die App meines Anbieters die Freischaltung zu erwirken, doch die minimalistische Verbindung reichte nicht mal aus, um die App sauber mit dem Server zu verbinden, geschweige denn, irgendetwas zu ändern. Somit war ich auch meiner letzten Hoffnung beraubt, innerhalb des Urlaubs noch irgendwie mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Als wir am Ende des Tages nach Hause kamen, verkroch ich mich umgehend in mein Zimmer, und meine Eltern waren feinfühlig genug, um zu verstehen, dass ich diese tiefe Kurzdepression mit mir selber ausmachen musste, denn alles, was sie mir in diesem Moment gesagt hätten, wäre zu einer weiteren Vollkatastrophe ausgeartet. Ich weiß nicht, ob jemals jemand in der

Weltgeschichte in meinem Alter mit einer solchen Langeweile konfrontiert war, doch mir ging es, als würde die Welt absichtlich stehenbleiben, und wenn ich den Sekundenzeiger auf der Uhr beobachtete, wie er vor sich herkroch, hatte ich das Gefühl, in meinem Geist auch die Hundertstelsekunden mitzählen zu können. Mir war so langweilig, dass ich sogar vergaß, mein Handy zu laden, das mir sowieso nichts brachte, und ich tigerte wieder durch das Haus, in der Hoffnung, dass irgendein Geistesblitz mir half, diese Zeit zu überstehen. Als ich zum Abendessen gerufen wurde, sagte ich meiner Mutter, dass ich keinen Hunger hätte, doch sie nötigte mich, wenigstens eine Kleinigkeit zu mir zu nehmen, und während ich lustlos auf einem Schinkenbrot vor mich herkaute, entdeckte ich an der Seite der Küche, auf einem Regalboden dahinschimmelnd, einen Schreibblock und entschied mich spontan, dieses Tagebuch eines Vollzeitgenervten anzufangen.

Ganz im Ernst! Welcher im Kopf nicht ganz sauber tickende Schwachmat hat sich das mit der Sommerfrische ausgedacht! Ich vermute, wenn Google funktionieren würde, würde ich herausfinden, dass irgendein Schlaumeier vor ein paar hundert Jahren auf die grandiose Idee kam, Kinder mit ihren Eltern in einen langweiligen Urlaub zu zwingen und diesen Sinnlostrip mit dem tollen Wort Sommerfrische aufpeppen zu wollen! Ich bin der festen Überzeugung, dass dieses Köderwort – denn anders kann man dieses Wort nicht beschreiben – in der heutigen Zeit im Strafgesetzbuch unter Kindesmisshandlung steht, denn anders kann ich mir kaum vorstellen, wie das heute gesehen wird! Wie kommen Eltern eigentlich auf die absurde Idee, dass Jugendliche in meinem Alter Bock haben, auf einer rustikalen Almhütte den ganzen Tag ohne Internet und nur mit frischer Luft zu verbringen? Erfüllt es nicht den Tatbestand der Kindeswohlgefährdung, wenn Eltern ihre Kinder nötigen, über mehrere Wochen abgeschnitten von der Gesellschaft und dabei jeglicher Kommunikationsmittel beraubt zu sein, um sich auf sich selbst zu konzentrieren? Wo kämen wir denn hin, wenn das rechtmäßig wäre?! Ich bin der festen Überzeugung, dass wir um mehrere Jahrhunderte zurückgeworfen werden würden, wenn die Eltern ernsthaft diese Strategie weiterbetreiben dürften! Gibt es kein verbrieftes Recht auf elementare Kommunikation, das ich besitze? Rechnen wir mal nach! 2 von 52 Wochen sind knapp 4 % an Jahreslebenszeit – und da ist die Fahrzeit großzügig rausgerechnet! Stellen Sie sich einfach mal vor, Sie wären 4 % weniger informiert! Das klingt im ersten Moment gar nicht viel, doch wissen sie eigentlich, wie viel 4 % an Informationsverlust wirklich bedeuten? Das kann in ganz vielen Dimensionen dazu führen, dass man raus ist, denn diese 4 % sind ja nicht verteilt auf ein Jahr, sondern massiert in zwei Wochen. Das bedeutet, wenn in diesen zwei Wochen elementare Dinge in meiner Umwelt passieren, von denen ich nichts mitbekomme und gegen die ich nichts unternehmen kann, sollten sie mich betreffen, wachsen diese 4 % schnell auf einen Einflussfaktor heran, der mein ganzes zukünftiges Leben verändern kann. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Angenommen, ich wäre in einer Beziehung –

und entweder wäre diese Beziehung noch in der rosaroten Anfangszeit oder vielleicht in einer kurz kriselnden Zeit – dann könnte es sein, dass die 4 % dazu führen, dass die Beziehung scheitert und mein ganzes Leben eine andere Richtung erhält! Wer würde für diese elementare Veränderung meines Lebens die Verantwortung übernehmen? Meine Eltern? Ha! Sicher nicht derjenige, der uns das Haus vermietet hat, in dem es kein Internet gibt? Sicherlich ist das in den AGBs ausgeschlossen! Derjenige, der vor hunderten Jahren das beknackte Wort der Sommerfrische erfunden hat? Sie wissen, worauf das hinausläuft! Meine Rechte werden mit Füßen getreten, es scheint allen egal zu sein, was mit meinem Leben passiert, auch wenn es am Ende nur 4 % meiner Jahreslebenszeit sind! Frische hin oder her – da verbringe ich den Sommer doch viel lieber in meiner stickigen Bude, wo mir wenigstens nicht langweilig ist! Lieber frisch in der Birne als frisch im Sommer, der nix Frisches am Start hat! So, da habt ihr meine Meinung zu Sommerfrische – und was mache ich jetzt die nächsten 10 Tage?

Mein Hund, mein Wahnsinn

Ich halte mich für einen glücklichen Menschen, wenn alles in seinen rechten Bahnen läuft. Dann entschied ich mich dazu, mir einen Hund anzuschaffen, und erschuf gleichzeitig meinen eigenen Wahnsinn.

Der Plan war denkbar einfach: Ich hole mir einen Welpen, nehme einen ganzen Monat Urlaub, erziehe ihn und Sorge dafür, dass er stubenrein wird, und gehe, wenn das Größte überstanden ist, wieder arbeiten. Abends würde mich dann freudestrahlend mein treuer Begleiter erwarten, mit dem ich zum Toben auf die Hundewiese gehen könnte.

Als ich Tommy das erste Mal sah, war ich sogleich dahingeschmolzen. In die sanftmütigen Labradoraugen verliebte ich mich auf den ersten Blick und so zog Tommy bei mir ein. Der erste Monat war dann auch der Himmel auf Erden! Ich hatte Urlaub, konnte den ganzen Tag den kleinen Welpen umsorgen, ihn bespaßen und mit ihm draußen sein.

Alles war perfekt, bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich wieder arbeiten ging. Wie jeden Morgen war ich früh mit ihm eine große Runde gegangen, dann aber den ganzen Tag unterwegs gewesen, und als ich abends nach Hause kam, wollte ich die Türe lieber wieder zumachen und gehen.

Tommy stand zwar schwanzwedelnd vor mir und freute sich über alle Maßen über meine Rückkehr, doch meine Wohnung hatte nur noch wenig mit der zu tun, die ich verlassen hatte. Kopfkissen waren zerfetzt, alle Schuhe, die draußen gestanden hatten, waren angenagt – ein erstaunliches Ergebnis, wenn man bedenkt, dass der Kleine erst knapp vier Monate alt war. Vasen lagen auf dem Boden, die Blumen waren angeknabbert, Tischbedeckungen waren zum Teppich umfunktioniert worden und ob ich jemals die Fernbedienung meines Fernsehers wiederfinden würde, stand noch in den Sternen.

Ich wollte ausrasten, durchdrehen, doch Tommy freute sich nur, mich zu sehen. Ich konnte nicht anders, als mich zu ihm zu bücken und ihn zu streicheln. Die Tränen in meinen Augen leckte er weg und ich war augenblicklich wieder verliebt. Trotz des Chaos und trotz des Wahnsinns, der in mir erwachsen war und den ich die nächsten Monate stetig bekämpfen musste.

Ich probierte es mit noch längeren Spaziergängen, Suchspielen, Apportieraufgaben, sogar mit einem Laufband versuchte ich es, doch Tommy war nicht zu stoppen, wenn ich nicht zu Hause war. Ich hatte – man konnte es gar nicht anders sagen – einen hyperaktiven Kontrollfreak großgezogen, der durchdrehte, wenn er nicht wusste, was er mit seiner Energie machen sollte.

Das alles geschah vor drei Jahren. Inzwischen haben wir uns beide mit der Situation arrangiert. Er darf mich kontrollieren und ist ein wenig erwachsener geworden, und ich habe zusammen mit meiner Wohnung einen massiven Veränderungsprozess durchlaufen. Seit neuestem frage ich mich,

ob ich durch Tommy unfähig geworden bin, eine Beziehung zu einem anderen Mann einzugehen. Aus Angst vor Tommys Eifersüchteleien.

Doch dann kam das Glück zurück, und Arne trat vor kurzem in mein Leben, der selbst zwei Hunde hat. Zwei Hunde, die so gar nicht wie Tommy sind. Erzogen und mit perfektem Sozialverhalten. Es knallte kurz, als wir alle fünf das erste Mal aufeinandertrafen, doch siehe da – Tommy war auf einmal wie ausgewechselt. Plötzlich hatte er seine Aufgabe im Rudel gefunden. Und so langsam verschwindet auch mein Wahnsinn. Nur auf dem Boden werde ich nichts mehr liegen lassen. Nie wieder! Versprochen!

Weihnachtsgrunge

Für mich ist Weihnachten kein Blues, sondern reiner Grunge! Wenn ich an Plätzchenbacken denke, kommen die Pixies in meinen Kopf und bei Weihnachtsmusik läuft Nirvana meinem Gehirn davon, um zu überleben! Wenn ich beim Weihnachtessen helfen muss, springt automatisch Jeremy von Pearl Jam auf meinem inneren Plattenspieler an, und bei jeglicher Art von Dekoration falsettiert Chris Cornell den Schmerz aus meinem Gehirn. Das Geschrammel kann gar nicht laut genug sein, und der schönste Ton an Weihnachten ist das Klackern der angefallenen Tannennadeln, die der Staubsauger aufammelt, wenn der Baum aus dem Haus entfernt wird – als untrügliches Zeichen, dass Weihnachten vorbei ist.

Doch dieses Jahr ist alles anders gewesen!

In diesem Jahr muss ich zum ersten Mal nichts machen. Meine Familie hatte sich überlegt, mir den Weihnachts-Grunge auszutreiben, ganz so wie beim Exorzisten.

„Du musst dich um nichts kümmern“, sagte meine Mutter mit einem verdächtig milden Lächeln, als ich ankam. „Wir haben alles vorbereitet.“

„Alles?“ fragte ich. „Auch die Lautsprecheranlage für Bleach?“

Sie ignorierte das. Das war nie ein gutes Zeichen.

Stattdessen führte sie mich ins Wohnzimmer, das in diesem Jahr nicht nur dekoriert war, sondern – und ich übertreibe nicht – gestaltet. Es gab Themenbereiche. Eine „Zuckerwunderland-Ecke“ mit blinkenden Rentieren, eine „klassische Krippenszene“ mit Schafgeräuschen vom Band und eine „moderne Interpretation“ mit einem minimalistischen Betonengel, der aussah, als hätte er schlechte Laune.

Ich wollte gerade einen ironischen Kommentar über die Stilrichtung „Überambitioniert mit Tendenz zum Kitsch“ machen, da hörte ich es: Weihnachtsmusik. Nicht einfach nur „Jingle Bells“ im Hintergrund. Nein. Ein Medley. Aus a cappella, Panflöten und Kinderchor. Es klang wie das musikalische Äquivalent zu einem überzuckerten Lebkuchenherz.

„Wir dachten, du entspannst dich einfach“, sagte mein Vater, während er mit verdächtiger Freude eine rote Nikolausmütze tief in mein Haar drückte. „Diesmal übernehmen wir das Programm.“

Programm. Sie sagten tatsächlich Programm.

Zuerst kam das Plätzchenbacken. Normalerweise mein Moment, um in der Küche mit Kopfhörern und Soundgarden die Glasur in einem Akt stiller Rebellion unabsichtlich anbrennen zu lassen. Dieses Mal bekam ich eine Schürze mit der Aufschrift „Weihnachtsengel im Training“ und durfte „einfach zuschauen“. Meine Schwester, sonst ein chaotischer Tornado aus Mehl und Butter, arbeitete plötzlich nach Rezepten, wie sie vermutlich in der Konditorenschule in Zürich gelehrt werden.

„Wir haben heuer Struktur“, sagte sie stolz und ordnete die Ausstechformen nach Größe.

„Struktur“, murmelte ich, während in meinem Kopf Dave Grohl ein Schlagzeugsolo startete.

Dann das Essen. Anstatt wie sonst hektisch Kartoffeln zu schälen, während jemand nach dem Bratenthermometer schreit, wurde ich auf einen Stuhl gesetzt und mit Sekt versorgt. Ein Menü wurde mir gereicht. Ein Menü! Mit fünf Gängen. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

„Wir wollen, dass du Weihnachten einfach mal genießen kannst“, sagte meine Mutter.

„Ich genieße Weihnachten normalerweise auf meine Weise“, entgegnete ich.

„Krachend?“ fragte mein Bruder trocken.

„Ehrlich“, korrigierte ich.

Dann kam der entscheidende Moment: die Bescherung. Normalerweise mein Territorium, denn ich hatte in den letzten Jahren eine Tradition entwickelt, sämtliche Weihnachtslieder mit verzerrter E-Gitarre nachzuspielen (die Familie hatte es „das schlimmste Weihnachtskonzert der Welt“ genannt, ich nannte es „Kunst“). Doch dieses Mal stand dort kein Verstärker. Stattdessen hatte mein Vater eine kleine Bühne aufgebaut – mit Notenständern.

„Wir haben etwas Besonderes vorbereitet“, verkündete er. „Ein Familienchor.“

Ich dachte, er macht einen Witz. Aber nein. Sie stellten sich in Formation auf. Und dann sangen sie. Drei Strophen von „Stille Nacht“. Mehrstimmig.

Es war... nicht schlecht. Zu meinem Entsetzen harmonisierten sie tatsächlich. Ich fühlte mich wie in einem dieser amerikanischen Weihnachtsfilme, in denen am Ende alle glücklich singend um den Baum stehen. Nur dass ich eigentlich gerade lieber Smells Like Teen Spirit auf Anschlag gehört hätte.

Dann passierte etwas Unerwartetes: Meine Mutter reichte mir ein Mikrofon.

„Dein Solo“, sagte sie.

„Mein was?“

„Dritte Strophe. Du kannst doch singen.“

Ich öffnete den Mund, um zu protestieren. Und da war er wieder, dieser innere Plattenspieler. Aber diesmal kam keine Grunge-Band. Es war Stille. Meine Familie sah mich erwartungsvoll an. Ich stand da, im warmen Licht der Lichterkette, mit einer Nikolausmütze, und plötzlich musste ich lachen.

Laut. Sehr laut.

Es war kein spöttisches Lachen. Es war dieses absurde, befreiende Lachen, das einen packt, wenn alles zu perfekt ist, um wahr zu sein.

Also sang ich. Schief, laut, ein bisschen zu rockig. Meine Schwester brach mitten im Chor zusammen vor Lachen, mein Vater versuchte weiterzudirigieren, als wäre er bei den Wiener Sängerknaben, und der Hund jaulte im Takt.

Und irgendwie... war es perfekt.

Nach dem letzten Ton fiel der Vorhang (ja, sie hatten tatsächlich einen Vorhang installiert), und alle applaudierten. Mir. Der Weihnachtsgrunge-Personifikation.

Später, als der Baum leise vor sich hin nadelte und ich mit meinem Bruder auf dem Balkon stand, reichte er mir eine Dose Bier.

„Na, ist der Exorzismus geglückt?“, fragte er grinsend.

Ich nahm einen Schluck und hörte in die Nacht. Irgendwo in der Ferne klangen noch Kinderchöre.

In meinem Kopf setzte plötzlich ein Gitarrenriff ein. Come as you are.

„Nicht ganz“, sagte ich. „Aber ich glaube, wir haben einen neuen Sound gefunden.“

Abreißen

Kurzdrama

Am Telefon. Zwei Freunde (Thomas und Bernd), die seit der Sandkastenzeit eine tiefe Freundschaft haben, versuchen, miteinander zu telefonieren.

Thomas:

Weißt du noch, wie wir nachts rausgegangen sind, um unter Brücken Lackdosen in die Luft zu sprengen? Was das für einen Knall gab!

Bernd:

Ja, das war ein Spaß!

Thomas:

Und weißt du noch, als wir die Kartoffelkanone gebaut haben und dann nachts auf den Feldern um uns geschossen haben? Ich bin mir sicher, es waren mehr als hundert Meter. Die weitesten Schüsse haben wir ja auch gar nicht mehr gefunden!

Bernd:

Daran kann ich mich noch gut erinnern!

Thomas:

Oder als du... muss so sehr lachen, dass er sich verschluckt... als du...

Bernd:

Geht es dir gut?

Thomas *hüstelnd:*

Ja, alles in Ordnung. Als du mit der Mikrowelle von deinem Alten angekommen bist, haben wir die ganzen Sachen darin geschmolzen! Bis das Ding so sehr explodiert ist, dass wir dachten, irgendwer ruft gleich die Bullen! Das war ein göttlicher Moment.

Bernd:

Ja, das war einer!

Thomas:

Wir müssen definitiv noch mal eine Abriss-Tour machen! Dann ziehen wir um die Häuser und bringen die Bewohner zur Weißglut!

Bernd *zögerlich:*

Ach, weißt du, ich...

Thomas:

Wie!? Was soll das denn heißen? Was weiß ich! Ich weiß, dass wir wieder mal was abreißen müssen, wir zwei. Oder wir holen uns noch Marcel und Andi dazu, dann steht bald nichts mehr aufeinander, wo wir landen!

Bernd:

Ich will dir ja nicht den Wind aus den Segeln nehmen, aber...

Thomas:

Jetzt zier' dich nicht so! Komm schon! Lass uns noch mal die alten Tage aufleben! Nur für eine Nacht!

Bernd:

Thomas! Ich verstehe ja, dass du noch mal losziehen willst, als wäre heute nicht heute, sondern vor Urzeiten. Aber ich bin nicht mehr der Typ, der nur Flausen im Kopf hat. Ich habe jetzt Familie, Kinder. Einen Hund, der jeden Tag raus will. Einen Job, der mir viel abverlangt. Das geht so weit, dass ich auf der letzten Kirmes nach dem zweiten Bier so knülle war, dass mich meine Frau nach Hause tragen musste, damit ich dort fünf Stunden meinen Rausch ausschlafen konnte. Lass die alten Zeiten so wie sie sind – als gute Erinnerung!

Thomas:

Das ist ja alles schön und gut, mit deiner Familie und deinem Villa-Kunterbunt-Leben! Aber ich höre doch raus, wie dich das anödet! Wir müssen mal was abreißen, damit du dir auch noch mal was Spaß gönnst!

Bernd:

Ich habe meinen Spaß! Mehr als je zuvor. Es ist nur hart erarbeiteter Spaß.

Thomas:

Willst du mich auf den Arm nehmen?! Hart erarbeiteter Spaß! Wann hast du dir denn diesen Blödsinn ausgedacht?

Bernd:

So ist es aber! Wenn ich im Sommer abends nach der Arbeit auf der Terrasse stehe, grille, meinen Kindern beim Spielen mit dem Hund zusehe, meiner Frau zuschaue, die den Tisch deckt und alles herrichtet, der Garten, in dem es blüht, dann habe ich einen Riesenspaß!

Thomas:

Das ist doch totaler Bullshit! Nur wenn wir was abgerissen haben, hatten wir früher so richtig Spaß!

Bernd:

Ja, früher, Thomas. Früher. Das war einmal. Heute ist ein anderes Leben. Ein erwachsenes. Ich muss nicht mehr um die Häuser ziehen und etwas abreißen, damit es mir gut geht!

Thomas:

Du bist ein elendiger Spießler geworden. Einem, dem wir früher die Bude auseinandergenommen hätten. Abgefackelt hätten wir die Hütte!

Bernd:

Jetzt beruhige dich mal! Wir hätten auch früher nichts dergleichen gemacht!

Thomas:

Doch! Wir wären besoffen um die Häuser gezogen und hätten alles abgerissen. Das war unser Elixier, Bernd: das Abreißen! Warum willst du das heute nicht mehr mit mir machen?

Bernd:

Weil ich im Leben angekommen bin und gelernt habe, dass jede Zeit ihre Momente hat.

Thomas:

Und diese Zeit hat nichts mehr mit Abreißen für dich zu tun?

Bernd:

Nein, nichts mehr!

Thomas:

Okay!

Bernd:

Was meinst du mit okay?

Thomas:

Okay, ich habe verstanden! Du willst nichts mehr mit mir abreißen gehen – also will ich auch nicht mehr mit dir telefonieren! Tschüss!

Bernd:

Ach, komm schon, Thomas! Die Welt hat sich weitergedreht und...

Weiter spricht er nicht, da Thomas aufgelegt hat. Gedankenverloren legt er den Hörer weg und wischt sich über das Gesicht. Er starrt eine Weile geradeaus. Aus dem Hintergrund ruft jemand nach ihm und das meiste bleibt in allerbesten Ordnung. Alle ab.

Die Ruhe des Teemachens

Der Tag konnte kaum stressiger sein, als ich endlich durch die Türe meiner Wohnung trat, die Tasche in die Ecke feuerte, mich meiner Arbeitskleidung und der Schuhe entledigte, in die Wohlfühlklamotten schlüpfte und spürte, dass mein Herz weiterhin in einer Frequenz schlug, dass ich befürchtete, es platze jeden Augenblick. Anstatt abzuspannen und mal ordentlich durchzuatmen, sammelte ich die Klamotten vom Boden, rollte sie zu einem Knäuel und brachte dieses ins Badezimmer. Kaum dort angekommen, machte ich auch schon wieder kehrt, ging in die Küche, schaute kurz in den Kühlschrank, nahm mir eine Packung Käse hinaus, öffnete den Brotkorb, entnahm eine Scheibe, legte Brot und Käse übereinander und ging, es auf dem Weg essend, in mein Arbeitszimmer, startete den Computer, schaute zwischendurch im Fernsehprogramm, was am Abend lief, startete das Email-Programm und ärgerte mich über die Antwort eines Freundes, von dem ich nicht einmal verstand, warum ich ihn überhaupt Freund nannte, musste mich bücken, weil ein Krümel meines Brots heruntergefallen war, schaute zur Uhr, erinnerte mich daran, dass ich heute Abend in den Sport wollte, und war dann sogleich verärgert, weil ich den Kursus, zu dem ich normalerweise ging, längst angefangen hatte. Ich schloss die Augen, das Brot schmeckte fad, und wie bei der Frage nach der Internetbekanntschaft fragte ich mich, warum ich überhaupt etwas aß, das mir nicht mal annähernd schmeckte. Haushalt, Wäsche, Abwasch, Anrufe, Sport – alles prasselte gegen meine Stirn, als ich die Augen schloss, sodass ich sie gleich wieder aufmachte. Und als sie öffnete, sah ich etwas, was ich schon seit längerem nicht mehr gemacht hatte: einen frischen Tee aufzusetzen. Warum ausgerechnet jetzt? Diese Frage geisterte mir durch den Kopf. Früher hatte ich sehr viel losen Blatttee getrunken, doch das war immer weniger geworden, bis ich schließlich auf Kaffee umgestiegen war. Oder alternativ auf Beuteltee, doch der schmeckte mir nur in den seltensten Fällen. Ob der Tee, den ich dort im Regal stehen sah, überhaupt noch gut ist? Ich stand auf, nahm die Dose aus dem Regal, sah die Zeichnung auf der Dose, eine Reminiszenz an die Teekisten, in denen schon vor einigen Jahrhunderten der Tee aus Indien transportiert worden war, und öffnete den Deckel. Sogleich roch ich den Duft des grünen Jasmintees, den ich früher fast täglich genossen hatte. Ich hielt inne, beugte mein Gesicht hinab, hielt meine Nase in die Dose und sog die duftschwangere Luft tief in meine Lungen. Das leichte Kribbeln in meinem Körper, das von diesem Duft, aber vor allem von den Erinnerungen an die glücklich verbrachten Stunden ausging, entspannte meine angespannten und verspannten Muskeln, und mitsamt der Dose ging ich in die Küche, stellte die Dose ab, suchte im Schrank nach dem gusseisernen Teekessel, ließ Wasser hineinlaufen, verschloss ihn mit dem Deckel und stellte ihn auf den Herd. Die Kanne war schnell gefunden, doch es dauerte eine Weile, bis ich mich daran erinnern konnte, wo ich das Thermometer und die Waage hatte. Das Teesieb auf die Waage

stellend, füllte ich das Sieb mit dem losen Blatttee und genoss erneut den Duft der herrlichen Jasminblätter, ehe das Pfeifen des Teekessels immer lauter wurde. Diesen vom Herd herabnehmend, steckte ich das Thermometer ins noch sprudelnde Wasser und beobachtete, wie sich die Temperatur auf bis über neunzig Grad erhöhte, ehe sie langsam zu fallen begann, Grad für Grad, bis das Thermometer knappe achtzig Grad anzeigte. Ich nahm das Thermometer aus dem Wasser, trocknete es ab und goss das Wasser über den Tee, in die Teekanne. Gleichzeitig auf die Uhr schauend, um mir die Zeit zu merken, bis wann ich den Tee ziehen lassen muss – recht genau zwei Minuten – und den Teekessel fortzustellen, blickte ich danach zu der Teekanne, ging in die Hocke und sah durch das gläserne Antlitz der Kanne, wie der grüne Jasmintee in völliger Ruhe auf der Wasseroberfläche schwamm und seinen herrlichen Duft an das Wasser abgab. In diesem Moment empfand ich zum ersten Mal wieder die tiefe Ruhe, die ich früher jeden Tag beim Teemachen gespürt hatte, und als die Blätter begannen, langsam nach unten, Richtung Siebboden, zu fallen, wusste ich, dass es bald Zeit würde, das Sieb zu entfernen, schaute auf die Uhr, fand meine Bestätigung in der verstrichenen Zeit und entnahm das Sieb. Den Tee durch die Poren abfließen lassend, spürte ich eine ungemeine Sehnsucht nach diesem Gefühl, nach dem Wohlgeschmack dieses Tees, nach dieser Ruhe, die mit diesem Ritual einherging, und als ich mich auf die Wohnzimmercouch setzte, die Beine hochlegte, eine Tasse Tee an meine Lippen führte und sanft den aufsteigenden Dampf fortblies – da war ich wieder bei mir; nach dieser langen Zeit war ich endlich wieder bei mir!

Getrieben

Sie hat mich zwar verlassen, aber das macht nichts! Das sage ich mir immer wieder, um zu erklären, was mit mir geschieht. Denn ich verstehe nicht, was mit mir geschieht. Dieses unbestimmte Gefühl, dass ich mich schlecht fühlen müsste, dass ich mir unsicher über die Zukunft werde, dass es mir körperlich mies geht – dieses unbestimmte Gefühl bestimmt meinen Alltag. Einen Alltag, den ich nur meistern kann, weil ich mir immer wieder sage, dass es mir nichts ausmacht. Um die Gedanken wenigstens für einige Stunden zu verdrängen!

Als sie mir sagte, dass sie mich verlassen würde, um zu einem anderen zu ziehen, war ich gerade so vertieft in meinem Projekt auf der Arbeit, dass ich nicht mal angemessen reagierte. Ich sagte so etwas wie »Ja, Schatz, mach das!«, und sie rastete augenblicklich aus. Dass ich mich nicht mal an das erinnere, was ich gesagt habe, macht deutlich, wie wenig ich von den Entwicklungen im Vorfeld mitbekommen hatte. Doch diese Missachtung, die sie durch meine Antwort zusätzlich empfand, ganz so, als würde ich sie auslachen wollen, als wären ihre Worte nichts weiter als ein seltsamer Scherz, ließ das Fass überlaufen. Es schwappte auf mich eine Welle Wut und tiefster Zorn, den ich bisher noch nie in dieser Form verspürt hatte. Ich war wie betäubt und konnte mich nur freischwimmen, indem ich alles zusagte, was sie mir an den Kopf warf. Dann saß ich alleine in der Wohnung und sollte es auch bleiben.

Ich wartete wachsam auf das Gefühl des Zusammenbruchs, des Umfallens meiner Selbstsicherheit, die eher einer Betonfassade vor meiner eigentlichen Gefühlswelt gleicht, doch es kam nichts. Ich ging weiter zur Arbeit, beendete mein Projekt und sitze nun hier mit diesem unbestimmten Gefühl, dass etwas fehlt.

Das Absurde ist, dass dieses Gefühl, dass etwas fehlt, mich beginnt fertigzumachen. Nicht, dass mich meine Frau verlassen hat, nicht, dass sie mich finanziell und materiell ausgezogen hat, nicht, dass sie versucht hat, mich emotional auf ganzer Front anzugreifen, sondern das Fehlen einer angemessenen Reaktion. Bin ich in meinem Innern abgestorben? Ich fühle doch das Fehlen – also habe ich doch Gefühle! Ich bin ein Mensch, der fühlt!

Ich gehe wieder zur Arbeit und suche nach einer Beschäftigung, um mich aus meinem Hamsterrad hervorzuholen. Es will mir nicht gelingen, da das Projekt beendet ist, die Vorgesetzten mir auf die Schulter geklopft haben und mitteilten, dass ich jetzt erst einmal einen Gang zurückschalten solle, ehe ich das nächste Projekt stemme. Ich antworte nur, dass ich auch gleich wieder in ein neues Projekt gehen könne, doch meine Chefin sagt nur, dass sie mich nicht verheizen möchte. Ich will ihr antworten, dass ich das schon selber erledige, das mit dem Verheizen, schweige aber.

Ich verheize mich selber! Das entspricht ungefähr dem unbestimmten Gefühl, das in mir lodert. Drehend in meinem Hamsterrad über einem Scheiterhaufen laufe ich vor mir selbst davon. Ich weiß darüber Bescheid, kann dem aber nicht entfliehen.

Ich frage mich, ob es eine Exit-Strategie gibt. Ein Break-even-point, an dem sich das unbestimmte Gefühl wieder normalisiert. Oder steuere ich auf mein eigenes Exit, meinen eigenen Break-even-point zu? Was, wenn ich ihn erreiche? Kann ich dann endlich über meine gescheiterte Ehe trauern? Hinter der Betonfassade, für mich allein?

Liebesbriefe von Nadja

Nadja schrieb Liebesbriefe, als wären sie keine Texte, sondern sorgfältig komponierte Räume, in denen sich Sehnsucht, Begehren und die flüchtige Ahnung von Ewigkeit so dicht ineinander verschränkten, dass selbst jene, die sie beauftragten, sich beim Lesen fragten, ob sie nicht gerade eine Version ihrer selbst entdeckten, die sie zuvor nie zu fühlen gewagt hatten.

Ihr Geschäft war diskret, beinahe unsichtbar organisiert, eine kleine Website ohne Gesicht, ohne persönliche Geschichte, dafür mit Preisen, die so hoch waren, dass sie gleichzeitig abschreckten und versprachen, dass hier etwas geschah, das nicht mit gewöhnlichen Worten zu bezahlen war.

Die Aufträge kamen aus allen Richtungen, von Männern, die ihre Ehe retten wollten, von Frauen, die sich in heimliche Lieben verstrickt hatten, von Menschen, die nicht wussten, wie sie das ausdrücken sollten, was in ihnen brannte, und die deshalb bereit waren, Nadja ihre innersten Gedanken zu überlassen, damit sie daraus etwas machte, das größer war als sie selbst.

Nadja machte daraus Kunst oder zumindest etwas, das sich so anfühlte, weil sie nicht nur schrieb, sondern hörte, las zwischen den Zeilen der Nachrichten, die man ihr schickte, rekonstruierte aus bruchstückhaften Sätzen ganze Gefühlslandschaften und fügte ihnen jene expliziten, sinnlichen Details hinzu, die die Briefe zu etwas machten, das zugleich intim und überwältigend war.

Sie beschrieb Berührungen, die nie stattgefunden hatten, sie ließ Körper aufeinandertreffen, die sich vielleicht nie begegnen würden, sie erfand Erinnerungen, die ihre Auftraggeber später selbst zu glauben begannen, und jedes Mal, wenn sie einen Brief abschickte, wusste sie, dass ihn irgendwo jemand lesen würde und dabei für einen Moment glaubte, endlich verstanden worden zu sein.

Das war ihr Talent, und es war zugleich ihr Fluch, denn während sie für andere die Worte fand, die Nähe erschufen, blieb sie selbst außerhalb dieser Nähe stehen, als wäre sie die Architektin eines Hauses, das sie zwar bis ins kleinste Detail entworfen hatte, dessen Türen sich jedoch nie für sie öffneten.

Ihre eigenen Versuche, jemanden kennenzulernen, verliefen stets auf eine seltsame Weise unbefriedigend, weil jedes Gespräch, jede intime Berührung und jeder verstohlene Blick hinter dem zurückblieben, was sie täglich formulierte, und weil sie, ohne es zu wollen, jeden realen Menschen mit den idealisierten Versionen verglich, die sie für ihre Kunden erschuf.

Wenn jemand ihr schrieb, dann hörte sie sofort die Stellen, an denen er unsicher war, sie sah die Worte, die fehlten, sie spürte die Emotionen, die nicht ausgesprochen wurden, und anstatt sich darauf einzulassen, begann sie innerlich bereits, den besseren Satz zu formulieren, den er hätte sagen können, den perfekten Ausdruck, der alles klar gemacht hätte.

So wurde jede Begegnung zu einer Art Korrekturlesung, jede mögliche Liebe zu einem Text, der nie die notwendige Qualität erreichte, und Nadja zog sich immer weiter zurück in die Welt ihrer

Aufträge, wo alles kontrollierbar war, wo sie bestimmen konnte, wie intensiv ein Gefühl wurde, wie explizit eine Szene, wie vollkommen ein Versprechen klang.

Ihre Kunden liebten sie dafür, auch wenn sie sie nicht kannten, und einige schrieben ihr nach Monaten erneut, bedankten sich, erzählten, dass ihre Beziehung gerettet worden sei oder dass ein neuer Mensch in ihr Leben getreten sei, und jedes dieser Dankeschöns fühlte sich für Nadja wie eine Bestätigung und gleichzeitig wie ein leiser Stich an.

Denn sie wusste, dass sie all diese Geschichten miterschaffen hatte, dass ihre Worte Teil dieser neuen Realitäten geworden waren, und doch blieb sie selbst außerhalb dieser Erzählungen, als wäre sie dazu bestimmt, immer nur diejenige zu sein, die das Glück anderer formulierte, ohne es selbst zu erleben.

Mit der Zeit begann sich etwas in ihr zu verändern – zunächst kaum spürbar, eher wie eine leichte Müdigkeit, die sich in ihre Sätze einschlich, eine winzige Distanz zu den Emotionen, die sie zuvor so mühelos hatte aufrufen können, als würde die Quelle, aus der sie schöpfte, langsam versiegen.

Sie merkte es daran, dass sie länger brauchte, um die richtigen Worte zu finden, dass die Bilder nicht mehr sofort entstanden, dass sie manchmal vor dem Bildschirm saß und sich fragte, ob das, was sie schrieb, noch echt war oder nur eine Wiederholung dessen, was sie schon hundertmal formuliert hatte.

Eines Abends, als sie einen besonders aufwendigen Auftrag bearbeitete, einen Brief, der so explizit und zugleich so poetisch sein sollte, dass er eine langjährige Beziehung neu entfachen würde, hielt sie plötzlich inne und spürte eine Leere, die sie nicht mehr ignorieren konnte.

Sie las mehrfach den Text, den sie bis dahin geschrieben hatte, und erkannte, dass er perfekt war, dass er all das enthielt, was ihr Kunde von ihr erwartete, und doch fühlte er sich wie etwas Fremdes an, wie eine Sprache, die sie zwar beherrschte, die aber nichts mehr mit ihr selbst zu tun hatte.

In diesem Moment wurde ihr klar, dass sie ihr eigenes Leben längst gegen diese Worte eingetauscht hatte, dass sie sich selbst in den Geschichten anderer verloren hatte, und dass sie, wenn sie so weitermachte, vielleicht irgendwann gar nicht mehr wusste, wie sich echte Nähe anfühlte.

Die Entscheidung, die sie traf, war weder impulsiv noch dramatisch, sondern eher still, fast unscheinbar, und genau deshalb so endgültig, denn sie schloss den Text, öffnete ihre Website und begann, die Inhalte zu löschen, einen Abschnitt nach dem anderen, als würde sie ein Kapitel ihres Lebens rückwärts auflösen, Masche für Masche.

Es dauerte nicht lange, bis alles verschwunden war, und als sie den letzten Button drückte, fühlte sie keine Panik, sondern eine merkwürdige Ruhe, als hätte sie etwas losgelassen, das sie lange getragen hatte, ohne zu merken, wie schwer es geworden war.

Die Tage danach waren ungewohnt leer, und doch lag in dieser Leere eine Möglichkeit, die sie zuvor nicht gehabt hatte, weil sie zum ersten Mal seit langer Zeit nicht damit beschäftigt war, Gefühle für andere zu formulieren, sondern begann, ihre eigenen überhaupt erst wahrzunehmen. Sie ging spazieren, ohne ein Ziel zu haben, setzte sich in Cafés, ohne ihren Laptop aufzuklappen, beobachtete Menschen und unterließ es, sie innerlich zu analysieren, und langsam, beinahe vorsichtig, begann sie, sich wieder auf Begegnungen einzulassen, ohne sie sofort in Worte zu übersetzen.

Es war nicht sofort Liebe, nicht einmal sofort Nähe, sondern eher ein langsames Annähern an etwas, das sie lange nur beschrieben hatte, ein Prozess, in dem sie lernte, dass echte Gefühle nicht perfekt formuliert sein müssen, um wahr zu sein.

Dann, an einem Nachmittag, der sich zunächst nicht von anderen unterschied, traf sie jemanden, mit dem das Gespräch nicht glänzte oder überragend war, keineswegs literarisch, sondern einfach ehrlich, mit Pausen und Unsicherheiten, mit kleinen, ungeschliffenen Momenten, die sich genau deshalb richtig anfühlten.

Sie bemerkte, dass sie nicht sofort begann, seine Sätze zu verbessern, dass sie nicht nach den perfekten Worten suchte, sondern einfach zuhörte, antwortete und lachte, und in dieser Unvollkommenheit lag etwas, das sie all die Jahre nicht gefunden hatte, weil sie es immer überformt hatte.

Vielleicht war es genau das, dachte sie später, als sie allein nach Hause ging, dass Liebe nicht in den schönsten Sätzen entsteht, sondern in den echten Worten, in den unbeholfenen, in denen, die nicht perfekt sind, aber getragen werden von einem Gefühl, das keine Inszenierung braucht.

Während sie darüber nachdachte, wusste sie, dass sie ihre Fähigkeit zu schreiben nicht verloren hatte, sondern nur neu verstehen musste, nicht mehr als Werkzeug, um anderen etwas vorzugaukeln, aber vielleicht eines Tages als Ausdruck von etwas, das sie selbst wirklich fühlte.

Unser Zahir

Der Zahir kann so vieles sein; für mich ist er die Liebe. So wechselhaft der Zahir für die verschiedenen Menschen ist, so eindeutig ist er für mich. Als ich diese Erklärung meiner Frau offenbarte, lachte sie mich aus. Ich sei ein sentimentaler Spinner, nichts weiter, sagte sie in einem Tonfall, der mich stark irritierte. Und mit einem Zahir hätte unsere Liebe mal so gar nichts am Hut, kam gleich als nächster Satz hinterher. Sie lachte noch ein paar Augenblicke über meine scheinbare Spinnerei, dann verschwand das Thema zwischen uns beiden.

Heute ist das grundlegend anders. Sie hat inzwischen ihren eigenen Zahir gefunden; für die Entdeckung mussten allerdings einige Dinge geschehen. Ich war im ersten Moment tief getroffen über ihre Reaktion auf meine Öffnung, besonders deswegen, weil wir stets darauf geachtet haben, mit dem anderen die eigenen Sorgen zu besprechen und zu teilen – ich ging davon aus, dass Offenheit unser gemeinsamer Nenner der Beziehung war. Dies war wohl auch der einzige Moment, in dem ich unsere Beziehung ernsthaft infrage stellte. Das schmerzt mich heute, da ich nicht ahnen konnte, dass meine Frau völlig andere Assoziationen mit dem Zahir verband. Für sie war das mit dem Magischen Realismus nur Brimborium, während ich hin und wieder dieser Art des Erzählens unterlag. Meine Frau war seither auf der Seite der Realität gewesen, niemals schlich sie sich auch nur ein Jota von den Argumentationslinien des Lebens fort.

Meine Frau spürte meine Verstimmung und suchte das Gespräch; dieses Mal akzeptierte sie meine eigentlich als Liebeserklärung gemeinte Offenbarung, ohne dass sie sich darüber amüsierte. Sie verwendete für sich einfach ein anderes Wort und kam mit dem Umstand klar, dass ich mit dem Begriff etwas anderes meinte. Doch sie sollte ihren eigenen noch finden...

Das Ereignis, das sie auf die Spur ihres eigenen Zahirs brachte, war der plötzliche Tod ihrer Mutter. Wir erhielten den Anruf von meiner Schwägerin, ließen alles stehen und liegen und brachten die verstorbene Mutter würdevoll zu ihrem Mann auf den Friedhof. Es flossen reichlich Tränen und als mich meine Frau fragte, was mir die Kraft gebe, diese schwere Situation durchzustehen, sprach ich erneut von meinem Zahir, der mir das Vertrauen in die gemeinsame Stärke und Leidensfähigkeit gab. Meine Frau dankte meinem Zahir; das war das erste Mal, dass sie ihn nicht nur akzeptierte, sondern verstand – um sich bald schon auf die Suche nach ihrem eigenen Zahir zu machen.

Das Gefühl, nach Hause zu kommen

Wie immer, wenn ich zu einem der großen Feste des Jahres ins elterliche Heim zurückkehre, stelle ich fest, dass es mir nicht sehr leicht fällt, an diesem Ort zu sein. Nicht, dass ich mich mit Händen und Füßen wehren müsste, aber ich habe zumeist das latente Gefühl, dass irgendetwas störend ist. Anders als früher zumindest. Oder war es früher genauso, und mir fehlte einfach der Komparativ zu dieser Situation? Woran mein unsicheres Gefühl liegt, ist für mich eindeutig nachvollziehbar, denn meine Mutter hat mich vor einigen Jahren hochkant und ohne Rücksicht auf mein Wohlergehen aus dem elterlichen Haus geschmissen und behauptet seither stocksteif, dass dies alles nur zu meinem Wohle gewesen sei. Gegenteiliges mag ich schwerlich behaupten können, doch alleine das Risiko einzugehen, dass es dem einzigen Kind der Familie schlecht ergeht, es den Bezug zum Leben verliert, orientierungslos hin- und herwandert, auf der Suche nach Halt – das alles kann doch eine Mutter nicht wollen! Dennoch tat sie es!

Die Tür steht bereits offen, als ich die Einfahrt entlang marschiere, den kleinen Rollkoffer hinter mir herziehend, doch niemand steht zwischen Tür und Angel, um mich zu erwarten. Mit jedem Schritt langsamer werdend, stockt beinahe mein Gang, doch dann erreiche ich die Türe, nehme meinen Koffer hoch, trete ein und rufe in die Leere des Flurs, dass ich da sei. Sogleich lässt irgendwer etwas in der Küche krachend auf den Tisch fallen, und kaum, dass ich mich versehe, eilt meine Mutter aus der Küche zum Eingang und umarmt mich stürmisch, wobei ihre Hände in zwei Topfhandschuhen stecken. Als ich mich aus ihrer einengend fühlenden Umarmung wieder befreien kann, sehe ich an ihr hinab, entdecke eine neue Schürze, auf der ein irritierender und keineswegs witziger, sondern allenfalls sexistischer Spruch prangt, und ich frage mich, warum sich meine Mutter neuerdings auf ein solches Niveau herablässt. Dabei hat sie mich Zeit meines Lebens dazu erzogen, selbständig durchs Leben zu gehen, auf meinen eigenen Füßen stehen zu können, ohne in eine Abhängigkeit zu geraten, aus der ich mich mit meinen eigenen Kräften nicht wieder befreien kann. Lange habe ich darüber nachgedacht, ob es diese Art der Erziehung war, die zusammen mit dem vermeintlichen Rauswurf dazu geführt hat, dass ich sie nicht mehr so lieben kann, wie ein Kind seine Mutter lieben sollte.

Sie bittet mich herein, obwohl ich bereits eingetreten bin, und es geht mir der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass ihr nichts Besseres einzufallen vermag. Ich nehme meinen Koffer und gehe die Treppe hinauf in mein altes Kinderzimmer, in dem ich die Nacht verbringen werde – in der Hoffnung, dass der Abend ohne größere Komplikationen und Streitereien vorbeiziehen wird, ehe ich dann morgen wieder nach Hause fahre, zurück in mein kleines Reich, in dem meine Mutter keine Zugriffsrechte auf mich hat, mir keine Regeln vorschreiben kann, mich nicht unter ihrer Fuchtel hat, wie man in diesem Landstrich gerne mal platt sagt.

Kaum dass ich die Türe öffne und die fliehende Gardine im halboffenen Fenster sehe, stelle ich meinen Koffer in die Ecke, stemme meine Hände in die Hüften und durchschreite symbolisch mit meinem Blick das Zimmer, in dem ich so viele Jahre verbracht habe. Als mein Blick auf die Kommode fällt, stockt mir für einen Augenblick das Herz, denn dort, auf der weißen, über die Jahre abgenutzten Holzplatte, sitzt mein alter Teddybär. Ich bin wie erstarrt, suche nach einem Gedanken, an dem ich mich hochziehen kann, doch die Erinnerungen stürmen über mich herein und begraben mich wie eine Lawine.

»Ich habe ihn beim Ausmisten des Kellers gefunden!«, ertönt mit einem Mal die Stimme meiner Mutter, und ich habe keinerlei Ahnung, wie lange sie bereits dort steht und mir bei meiner Lethargie zusieht. »Ich dachte mir, dass du ihn vielleicht haben willst. Als Erinnerung an früher!«

»Das ist nett von dir!«, sage ich, da es das einzige ist, was mir in diesem Moment einfällt, und es ärgert mich ein wenig, dass es etwas so Offenherziges ist.

»Ich weiß, dass es in der letzten Zeit nicht einfach war zwischen uns beiden!«, kommt es von ihr, und ich merke, wie nicht nur der Teddybär in mir etwas ins Rutschen bringt. »Ich kann verstehen, dass du sauer auf mich bist!«

»Ich bin nicht sauer auf dich!«, presse ich hervor.

»Dann enttäuscht! Nenn es, wie du willst. Das Wort ändert nichts daran, dass unsere einst so gute Beziehung dahin ist. Und ganz gleich, ob du meine Gründe für meine Entscheidungen verstehst oder nicht – es wird sich niemals etwas an meinen Gefühlen für dich ändern! Du warst immer mein Kind, bist mein Kind und wirst immer mein Kind bleiben. An meiner Liebe gehen die Vorkommnisse spurlos vorbei, denn sie ist unendlich!«, sagt sie in meinem Rücken, und ohne dass ich mich umdrehe, erwache ich aus meiner Lethargie, trete zur Kommode, berühre mit meinen Fingerspitzen das Bärenfell, streichle über die Gliedmaßen, den Bauch, den Kopf, und weiß meine Mutter in meinem Rücken. Sie ist da, wie sie immer in meinem Rücken stand – auch in den Zeiten, in denen ich sie nicht ansehen wollte. Das wird mir in diesem Moment klar.

»Vielleicht habe ich einfach ein wenig Distanz gebraucht!«, erkläre ich, drehe meinen Körper etwas zur Seite, halte meine Augen aber gesenkt.

»Wahrscheinlich. Und ich habe versucht, dir die Distanz zu lassen! Ich wusste, dass ich dich ganz verlieren würde, wenn ich klammere.«

»Aber du hast doch die Distanz gewollt, indem du mich hinausgeworfen hast!«, protestiere ich und spüre, wie sich dann doch noch einmal Widerstand in mir regt.

»Habe ich dich hinausgeworfen, oder hast du es darauf angelegt? Ich denke, dass wir beide die Distanz voneinander brauchten, obwohl ich niemals aufgehört habe, dich in meiner Nähe haben zu wollen.«

In meinem Innern bin ich hin- und hergerissen. Einerseits denke ich, dass sie sich damals entschieden hat, mich vor die Türe zu setzen, doch auf der anderen Seite wird mir auch klar, dass wir uns zerstritten hätten, wenn sie es nicht getan hätte. Ich drehe mich zurück zur Kommode, nehme den Teddybären in meine Arme, streichle diesen erneut über den Kopf, merke, wie ich nicht nur äußerlich, sondern auch in meinem Herzen zu lächeln beginne, spüre die heißen Tränen in meinen Augen, schaue auf und finde auch die Augen meiner Mutter tränengefüllt, und ehe ich einen klaren Gedanken fassen kann, folge ich dem Lächeln meines Herzens und werfe mich meiner Mutter in die offenen Arme, die niemals verschlossen waren – was ich jetzt weiß.

Geschwister sucht man sich nicht aus

Auf der Beerdigung meiner Mutter hatte ich viel mehr Bammel vor dem Zusammentreffen mit meiner Schwester als davor, vor vielen Leuten eine Rede zu halten, obwohl ich normalerweise nicht der Typ bin, der sich vor einer großen Menschenmenge wohlfühlt. Da meine Mutter ein herzensguter Mensch gewesen war, der in ihrem Leben vor allem für andere Menschen gelebt hatte, konnte jeder mitfühlen, was ich meinte, als ich am Rednerpult stand und meine Erinnerungen vorlas. Meine Schwester war direkt nach mir dran, und während sie einen ähnlichen Inhalt vor den Versammelten ausbreitete, beobachtete ich ihre Mimik und Gestik, suchte darin meine Ablehnung, die ich mit jeder Faser meines Körpers zu verspüren glaubte, und musste feststellen, dass ich weit weniger in mir spürte, als ich gedacht hatte.

Meine Schwester und ich waren schon immer unterschiedlicher Ansichten gewesen, doch während dies in unserer Jugend vor allem durch unsere Mutter und die tägliche Abwesenheit mit Schule, Sport und Freunden in gewissen Bahnen geregelt gewesen war, rasselten wir spätestens mit dem Abitur aneinander, und viele Vorwürfe und aufgebauschte Nachrichten später waren wir entzweit, als ich es je für möglich gehalten hatte. Diesen Zustand kultivierten wir für eine lange Zeit, und er kulminierte in einem Moment, in dem wir uns beide vergaßen und auf der Beerdigung unseres Vaters uns anschrien, solange, bis uns unsere Mutter aus dem Restaurant warf, in dem wir den Leichenschmaus abhielten. Dieser Tiefpunkt brachte meine Mutter dazu, uns beide nicht mehr gemeinsam einzuladen; penibel achtete sie darauf, dass wir selbst an Weihnachten und Ostern an verschiedenen Tagen zu Besuch kamen, und unsere Kinder entwöhnten sich voneinander, sodass sie nach einigen Jahren sogar die Namen ihrer Cousins und Cousinen vergaßen. Ich glaube, meine Schwester und ich taten einfach nichts mehr für unsere Beziehung zueinander, und wenn wir nicht Geschwister gewesen wären, wären wir uns sicherlich nie wieder über den Weg gelaufen.

Doch in diesem Moment, als ich sie beobachtete, fragte ich mich, ob ich sie wirklich so abgrundtief hasste, dass ich nie wieder mit ihr reden wollte. Auch wenn ich den Impuls kaum zu deuten wusste, hörte ich dem Ende ihres Vortrags zu, schenkte ihr ein offenes Lächeln und erhielt eins zurück. Ich war irritiert – sollte sie sich auch Gedanken darüber machen, ob wir die Vergangenheit nicht ruhen lassen konnten? Ich schwankte und hatte das drängende Gefühl, mich mit meiner Frau zu beraten, wie ich damit umgehen sollte, doch kaum, dass die Zeremonie vorbei war und wir als Familie an der Tür zur Kirche standen, kam meine Schwester auf mich zu, umarmte mich inniglich und hauchte mir ins Ohr, dass wir ab jetzt alleine waren. Vielleicht ging mir dieser Gedanke das erste Mal bewusst durch den Kopf und ich gab ihr mit meinem ganzen Herzen recht, sodass ich die Umarmung annahm und für mich entschied, dass ich diesem Versuch eine echte Chance geben wollte, denn verloren hatte ich schon alles – wir konnten wohl alle nur gewinnen, wenn wir beide

es nochmal versuchten, wieder echte Geschwister zu sein. Ich sah über die Schulter meiner Schwester in die Augen meiner Frau, die mir stumm zunickte, dass alles gut sei, und ich spürte, trotz des Todes unserer Mutter, eine neue Kraft in mir aufsteigen: die Kraft der Familienzusammengehörigkeit.

Er hieß Walter

„Eiche massiv kostet viertausendachthundert“, sagte der Bestatter.

Er sagte es in demselben Tonfall, in dem andere Menschen mitteilen, dass es am Nachmittag regnen könnte, und ließ seine rechte Hand auf dem aufgeschlagenen Katalog liegen, wo ein Sarg namens *Frieden 8* abgebildet war, der aussah, als könne man darin nicht nur einen Menschen bestatten, sondern bei entsprechender Polsterung auch einen kleineren Umzug durchführen.

„Viertausendachthundert?“, fragte Martin mit besorgtem Unterton.

„Euro“, sagte der Bestatter.

„Das hatte ich befürchtet.“

Seine Mutter warf ihm einen Blick zu, der deutlich machte, dass man über Geld nicht sprach, jedenfalls nicht jetzt, nicht hier und schon gar nicht, wenn der eigene Vater seit vorgestern tot war, obwohl genau genommen seit vorgestern über kaum etwas anderes gesprochen wurde, denn der Tod von Walter König hatte bereits 7.640 Euro gekostet, ohne dass Walter bislang auch nur einen Zentimeter Richtung Friedhof zurückgelegt hatte.

„Und der da?“, fragte Claudia.

Sie zeigte auf das Modell daneben.

Der Bestatter sah hin.

„Eiche furniert.“

„Und was kostet der?“

„Dreitausendzweihundert.“

„Das sind sechzehnhundert Euro Unterschied.“

„Ja – so ist es!“

Sie warteten alle auf eine Veränderung der Situation. Der Bestatter auch.

„Und was ist der Unterschied?“, fragte Martin schließlich.

„Der eine ist massiv.“

„Das sehe ich.“

„Der andere nicht.“

„Das sehe ich auch.“

„Dann haben wir es.“

Martin sah seine Schwester an.

Claudia sah ihre Mutter an.

Ihre Mutter sah *Frieden 8* an.

Walter hätte den Bestatter gemocht, wenn er noch unter ihnen weilen würde. Das war vielleicht das Ärgerlichste an seinem Tod und dieser Situation.

Walter König war am Dienstagmorgen mit achtundsechzig Jahren in seinem Badezimmer gestorben, während er sich die Zähne putzte, was seiner Frau Renate rückblickend besonders ungerecht vorkam, weil Walter seit vierzig Jahren rauchte, gerne Schweinebauch aß und Vorsorgeuntersuchungen für eine Erfindung von Leuten hielt, die nichts Besseres zu tun hatten, als anderen einzureden, dass es ihnen schlecht ergehen könnte – aber ausgerechnet bei der Zahnpflege ausgesprochen gewissenhaft gewesen war.

Walter hatte keine großen Wünsche für seinen Tod hinterlassen, nur einen, und den dafür mehrfach: „Verbrennen lasst ihr mich nicht.“

Das hatte er beim Tod seines krebserkrankten Bruders gesagt, beim Tod des alterschwachen Nachbarn und einmal während einer Fernsehdokumentation über ein Krematorium.

„Ich will in die Erde.“

Nun saßen sie vor *Frieden 8*.

„Papa hätte Eiche genommen“, sagte Claudia.

„Papa hätte viertausendachthundert Euro für einen Sarg niemals bezahlt.“

„Er hat für seinen Fernseher fünftausend bezahlt.“

„Den hat er aber geliebt.“

„Martin!“

„Was denn?“

„Dein Vater ist tot!“

Der Bestatter blätterte eine Seite weiter.

„Wir hätten noch Kiefer.“

Alle sahen auf Kiefer.

Kiefer kostete 2.150 Euro und wirkte im direkten Vergleich mit *Frieden 8* tatsächlich ein wenig so, als sei der Tod unerwartet gekommen und habe die Familie finanziell auf dem falschen Fuß erwischt.

„Nein“, sagte Renate.

„Warum nicht?“, fragte Martin.

„Dein Vater mochte keine Kiefer.“

„Woher weißt du das?“

„Unsere erste Schrankwand war Kiefer. Die hat er gehasst.“

„Das war 1987.“

„Keine Kiefer!“

Der Bestatter nickte, als hätte er schon Familien erlebt, die aufgrund einer Schrankwand wesentlich schwerwiegendere Entscheidungen getroffen hatten.

„Buche?“

Buche lag bei 2.900.

„Das sieht billig aus“, sagte Claudia.

„Es kostet fast dreitausend Euro.“

„Es sieht trotzdem billig aus.“

„Wir könnten ihn mit dem Preisschild beerdigen.“

„Martin!“

„Dann sieht man, dass es nicht billig war.“

Der Bestatter schloss den Katalog.

„Vielleicht schlafen Sie eine Nacht darüber.“

„Über den Sarg?“, fragte Martin.

„Über die Entscheidung.“

Renate begann zu weinen. Es war kein großes Weinen, nur dieses plötzliche Zusammenfallen eines Gesichts, gegen das keine Ironie der Welt etwas ausrichten konnte, und Martin nahm ihre Hand und schämte sich sofort, während Claudia ein Taschentuch aus ihrer Tasche holte und der Bestatter aufstand, wortlos den Raum verließ und nach einer Minute mit einem Glas Wasser zurückkam.

Das war der Moment, in dem Martin beschloss, dass er ihn mochte.

Trotzdem gingen sie am nächsten Morgen zu einem anderen – nur zum Vergleich.

„Das ist völlig normal“, sagte Herr Bender und lächelte mit einer Wärme, für die der erste Bestatter vermutlich einen Aufpreis berechnet hätte.

Herr Bender trug einen dunkelblauen Anzug, eine dezente Krawatte und den Gesichtsausdruck eines Mannes, der einem nicht den Tod verkaufte, sondern die Möglichkeit, ihn angemessen zu gestalten.

„Sie kaufen ja auch kein Auto, ohne sich verschiedene Modelle anzusehen.“

Martin hob die Augenbrauen.

„Wobei der Kunde beim Auto meistens mitkommt.“

Herr Bender lachte. Claudia auch. Renate nicht.

„Ihr Mann war also ein bodenständiger Mensch.“

„Sehr“, sagte Renate.

„Naturverbunden?“

„Er hatte einen Garten.“

„Wunderbar.“

Herr Bender nickte begeistert. Er zog eine Mappe heran.

Bei Herrn Bender hießen die Särge nicht *Frieden 8*, sondern *Heimkehr*, *Abendsonne* und *Letzte Reise*, und während der erste Bestatter lediglich Holzarten verkauft hatte, verkaufte Herr Bender Charaktereigenschaften.

„Das hier wäre beispielsweise etwas für einen Mann, der wusste, wo er hingehört.“

Heimkehr kostete 5.350 Euro.

„Er wusste meistens, wo er hingehört“, sagte Martin. „Nach Hause.“

„Eben.“

„Dafür fünftausenddreihundertfünfzig?“

Herr Bender lächelte weiterhin.

„Es geht um Würde.“

„Gibt es Würde auch furniert?“

Claudia trat ihm gegen das Schienbein.

Eine Stunde später wussten sie, dass Walter eine Innenausstattung aus ungebleichter Baumwolle bekommen konnte, ein ergonomisches Ruhekissen, Messinggriffe in drei Ausführungen und gegen 190 Euro Aufpreis eine persönliche Stickerei.

Dann kam die Grabstelle.

„Ein Wahlgrab wäre natürlich besonders schön“, sagte Herr Bender.

Alles, was besonders schön war, kostete besonders viel. Das Wahlgrab kostete für die vorgesehene Nutzungsdauer 3.870 Euro, hinzu kamen Beisetzungsgebühr, Graböffnung, Grabverschluss, Friedhofsverwaltung, Steinmetz, Einfassung und die laufende Pflege.

„Wie lange läuft das?“, fragte Martin.

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Und wenn Mama vorher stirbt?“

„Martin!“

„Irgendwann müssen wir darüber reden.“

Herr Bender erklärte, dass eine Verlängerung möglich sei.

„Und wenn wir nicht verlängern?“

„Dann fällt die Grabstätte zurück.“

„An wen?“

„An den Friedhof.“

Martin sah seine Schwester an.

„Also ist es quasi wie Miete.“

„So kann man das nicht sagen“, sagte Herr Bender.

„Aber so ist es.“

„Es ist ein Nutzungsrecht.“

Am Nachmittag saßen sie wieder in Renates Küche, vor ihnen Kaffee, Streuselkuchen und zwei Kostenvoranschläge, die zusammen aussahen wie die Unterlagen zu einem mittelgroßen Bauvorhaben.

18.430 Euro bei Bestatter eins.

21.870 bei Herrn Bender.

„Papa hätte einen Anfall bekommen“, sagte Claudia.

„Den hatte er schon!“

Renate betrachtete die Zahlen.

„Wir haben das Geld.“

„Darum geht es nicht.“

„Doch“, sagte Claudia. „Ein bisschen schon.“

Dann sagte eine Weile niemand etwas.

Walter war geliebt worden. Das stand außer Frage. Renate hatte dreiundvierzig Jahre mit ihm verbracht, Claudia rief ihn jeden Sonntag an, Martin hatte mit ihm jeden zweiten Samstag Fußball gesehen.

Aber 21.870 Euro waren 21.870 Euro.

„Es gibt noch die Feuerbestattung“, sagte Martin plötzlich.

Renate sah ihn an: „Nein. Dein Vater wollte das nicht. Er hat es ausdrücklich gesagt.“

Schweigen.

„Was kostet die denn?“, fragte Claudia.

Am nächsten Vormittag saßen sie wieder beim ersten Bestatter.

Er nahm die Änderung des Bestattungswunsches entgegen, ohne auch nur eine Augenbraue zu bewegen.

„Feuerbestattung“, sagte er.

„Nur theoretisch“, sagte Renate.

„Natürlich.“

„Was kostet das?“

Er nannte die Summe.

Es war erstaunlich. Der Tod wurde plötzlich erschwinglich. Sie brauchten zwar trotzdem einen Sarg, denn ohne durfte Walter nicht ins Krematorium, aber dafür gab es ein schlichtes Modell für 980 Euro.

„Wozu braucht man einen Sarg, wenn er verbrannt wird?“, fragte Martin.

„Vorschrift.“

„Kann man denselben mehrfach benutzen?“

„Martin!“, sagte Claudia.

Dann kamen die Urnen: Kupfer, Keramik, Naturstoff, Holz, biologisch abbaubar, handbemalt, schlicht, klassisch, modern.

„Die hier“, sagte Renate irgendwann. Sie zeigte auf eine dunkelblaue Urne für 340 Euro.

Der Bestatter schrieb die Nummer auf.

„Dann wäre noch die Grabstelle.“

Urnengrab: kleiner, kürzere Wege, weniger Pflege, weniger Stein, weniger alles.

Renate betrachtete die neue Rechnung: 9.760 Euro.

„Und dieses Urnengrab“, fragte Martin, „kann man das später zurückgeben?“

Der Bestatter sah ihn an: „Zurückgeben?“

„Wenn meine Mutter irgendwann sagt, sie möchte doch woanders hin. Oder wir ziehen weg. Oder was weiß ich.“

„Man kann auf das Nutzungsrecht verzichten.“

„Bekommt man Geld zurück?“

„Nein.“

„Auch anteilig nicht?“

„Nein.“

Martin schüttelte den Kopf: „Das ist wirtschaftlich wirklich ein erstaunliches Modell.“

Am Freitag wurde Walter König eingäschert. Renate sagte auf der Fahrt kein Wort, Claudia weinte, Martin fuhr.

An einer roten Ampel dachte er daran, wie sein Vater vor drei Jahren bei der Renovierung der Terrasse vier Baumärkte abgefahren war, weil der Quadratmeterpreis der Steinplatten beim letzten um neunzig Cent niedriger gewesen war, und plötzlich musste er lachen.

Renate sah aus dem Fenster. Dann lächelte auch sie. „Der bringt uns um“, sagte sie.

Claudia begann ebenfalls zu lachen, obwohl sie gleichzeitig weinte. „Wenn er das rauskriegt.“

„Das kriegt er raus“, sagte Renate. „Der kriegt alles raus.“

Sie standen an der Ampel und lachten zu dritt über den Mann, den sie liebten und dessen einzigen Wunsch für seine Beerdigung sie aus Kostengründen ignoriert hatten.

Als die Ampel grün wurde, fuhr Martin weiter.

„Neuntausendsiebenhundertsechzig“, sagte er.

„Hör auf“, sagte Claudia.

„Ich sage ja nur.“

Renate wischte sich die Augen.

„Und die Grabpflege ist auch billiger.“

„Mama!“

„Was denn?“

Sie lachten wieder. Walter hätte es ihnen vermutlich nie verziehen.

Die letzten Seiten

Das Buch lag seit fast neun Jahren auf Maras Nachttisch, obwohl es dort streng genommen nichts mehr zu suchen hatte, weil Bücher, die man bereits siebenmal gelesen hatte, irgendwann entweder ins Regal zurückkehrten oder in einer Kiste verschwanden, die man erst Jahre später wieder öffnete. Bei diesem Buch war es anders, denn *Die Insel hinter dem Meer* gehörte zu jenen Gegenständen, deren Bedeutung sich irgendwann von ihrem eigentlichen Zweck gelöst hatte, sodass Mara längst nicht mehr sagen konnte, ob sie darin las, weil sie die Geschichte mochte, oder ob sie die Geschichte nur mochte, weil ihre Mutter sie ihr früher vorgelesen hatte.

Das erste Mal war sie neun gewesen, hatte mit angezogenen Knien unter ihrer Bettdecke gelegen und ihrer Mutter zugehört, die jeden Abend ungefähr zehn Seiten schaffte, bevor ihre Stimme müde wurde und sie das Buch mit jener feierlichen Langsamkeit zuklappte, die Mara damals für eine notwendige Zeremonie des Lesens gehalten hatte.

Irgendwann waren sie bis Seite zweihundertvierundachtzig gekommen, und Mara wusste heute nicht mehr, weshalb sie an diesem Abend aufgehört hatten, obwohl sie sich an erstaunlich viele belanglose Einzelheiten jener Nacht erinnern konnte, an den Regen gegen die Fensterscheibe, den Geruch der Handcreme ihrer Mutter und einen kleinen Fleck auf der Bettdecke, dessen Herkunft niemals geklärt worden war.

Als Mara damals protestiert und verlangt hatte, wenigstens noch eine Seite weiterzulesen, hatte ihre Mutter gelacht und gesagt, dass eine Geschichte schließlich so lange nicht vorbei sei, wie man ihre letzte Seite noch nicht gelesen habe.

Dieser Satz war in Maras Erinnerung geblieben, zunächst ohne besondere Bedeutung, später als etwas Tröstliches und schließlich als eine jener vermeintlichen Wahrheiten, die man nicht mehr überprüft, weil ihre Schönheit überzeugender erscheint als die Frage, ob sie überhaupt wahr sind. Drei Jahre nach jener Nacht war ihre Mutter gestorben, und weitere fünf Jahre später saß Mara an einem Sonntagmorgen im März auf ihrem Bett, betrachtete das inzwischen ausgebleichte Buch und dachte darüber nach, dass ihr Abitur in neun Wochen beginnen würde.

Auf dem Schreibtisch lagen zwei ungeöffnete Briefe von Universitäten, obwohl sie wusste, was darinstand, weil sie sich selbstverständlich nirgendwo beworben hatte und die Informationsunterlagen lediglich bestellt hatte, damit ihr Vater glaubte, sie beschäftige sich ernsthaft mit ihrer Zukunft.

Wenn jemand fragte, was sie nach der Schule machen wolle, hatte Mara inzwischen vier Antworten vorbereitet, die sie abhängig davon auswählte, wie gut sie den Fragenden kannte und wie wahrscheinlich weitere Nachfragen auf ihre Antwort waren.

Bei Lehrern sprach sie von einem Studium, bei entfernteren Verwandten von einem möglichen Auslandsjahr, bei Freunden von einer längeren Reise und bei ihrem Vater meistens davon, dass sie noch ein wenig Zeit brauche, obwohl selbst diese Formulierung inzwischen verdächtig verbraucht klang.

Nur ihrem Freund Ben hatte sie irgendwann gesagt, dass sie überhaupt keine Ahnung habe, und seine Antwort, dass dies mit siebzehn vermutlich der normalste Zustand der Welt sei, hatte sie aus einem Grund wütend gemacht, den sie selbst nicht verstanden hatte.

Wahrscheinlich lag es daran, dass Ben längst einen Ausbildungsplatz in Hamburg hatte, eine WG mit zwei Freunden suchte und inzwischen von Oktober sprach, als wäre dieser Monat ein tatsächlich existierender Ort, zu dem man einfach fahren konnte.

Mara dagegen empfand den Oktober wie eine Wand, die irgendwo hinter dem Sommer stand und jeden Tag ein wenig näher rückte, ohne dass jemand außer ihr bemerkte, wie bedrohlich diese Bewegung eigentlich war.

An diesem Sonntagmorgen nahm sie das Buch vom Nachttisch, schlug es an der Stelle auf, an der das Lesezeichen seit dem vergangenen Frühjahr steckte, nahm es heraus und begann wieder auf Seite eins zu lesen.

Sie kannte manche Absätze auswendig, übersprang trotzdem keinen einzigen davon und erreichte gegen Mittag jene Stelle, an der die beiden Kinder im Roman zum ersten Mal das Meer sahen, obwohl sie jahrelang geglaubt hatten, hinter den Bergen ende die Welt.

Sie las bis Seite zweihundertvierundachtzig, legte das Lesezeichen hinein und klappte das Buch zu, wobei sie dieselbe Erleichterung wie jedes Mal empfand, wenn sie diesen Punkt erreichte, ohne versehentlich darüber hinausgelesen zu haben.

In diesem Augenblick hörte sie unten eine Schublade zufallen, danach das dumpfe Geräusch eines Kartons, der über den Boden geschoben wurde, und schließlich die Stimme ihres Vaters, der offensichtlich mit sich selbst sprach.

Mara legte das Buch beiseite, ging die Treppe hinunter und fand ihn im Schlafzimmer ihrer Eltern, obwohl dieser Raum seit Jahren eigentlich nur noch das Schlafzimmer ihres Vaters war.

Auf dem Bett standen zwei Kartons; in einem lagen Kleidungsstücke ihrer Mutter, während der andere bereits mit Büchern, einer Schmuckschatulle und verschiedenen Gegenständen gefüllt war, die Mara sofort erkannte, obwohl sie manche davon seit Jahren nicht gesehen hatte.

Ihr Vater stand vor dem geöffneten Kleiderschrank und hielt eine dunkelblaue Bluse in der Hand, die ihre Mutter häufig getragen hatte, weshalb Mara für einen Augenblick glaubte, sogar noch ihren Geruch darin erkennen zu können.

Sie fragte ihn, was er da mache, obwohl die Antwort offensichtlich war, und bereits während sie die Frage aussprach, spürte sie jene Hitze in sich aufsteigen, die meistens schneller kam als jeder vernünftige Gedanke.

Ihr Vater erklärte, dass er lediglich einige Sachen sortiere, weil vieles seit Jahren unberührt herumliege und irgendwann der Zeitpunkt komme, an dem man entscheiden müsse, was bleiben solle – und was die Berechtigung zu gehen erworben hatte.

Mara fragte ihn daraufhin, wer eigentlich beschlossen habe, dass dieser Zeitpunkt ausgerechnet heute gekommen sei, wobei ihre Stimme bereits jene Schärfe angenommen hatte, die jedes weitere Gespräch beinahe zwangsläufig in einen Streit verwandelte.

Ihr Vater legte die Bluse auf das Bett und antwortete, dass niemand diesen Zeitpunkt beschlossen habe – er selbst habe heute einfach das Gefühl gehabt, damit anfangen zu können.

Mara blickte auf die Kartons und sagte, dass es offenbar bemerkenswert einfach sei, einen Menschen nach einigen Jahren in zwei Pappschachteln unterzubringen und anschließend wieder Platz im Kleiderschrank zu haben.

Ihr Vater sah sie lange an, bevor er erwiderte, dass er nicht ihre Mutter wegräume, sondern lediglich einige ihrer Sachen, weil zwischen einem Menschen und den Dingen, die dieser Mensch hinterlasse, ein gewaltiger Unterschied bestehe.

Mara fragte, wo dieser Unterschied denn bitte liegen solle, wenn irgendwann alles verschwunden sei, was nach diesem Menschen ausgesehen, gerochen oder sich angefühlt habe, doch darauf antwortete ihr Vater zunächst überhaupt nichts.

Er setzte sich lediglich auf die Bettkante, nahm die dunkelblaue Bluse wieder in die Hände und strich über den Stoff, als müsse er selbst erst überprüfen, ob seine Behauptung tatsächlich stimmte. Schließlich sagte er, dass er diesen Unterschied vermutlich ebenfalls noch nicht vollständig verstanden habe, aber seit Jahren versuche, ihn irgendwie auszuhalten, und Mara verließ das Zimmer, bevor er noch etwas hinzufügen konnte.

Stattdessen setzte sie sich an ihren Schreibtisch, öffnete eine der Universitätsbroschüren und betrachtete mehrere Minuten lang Fotografien lachender Menschen, die auf einer Wiese saßen und so wirkten, als sei Zukunft etwas, das hauptsächlich aus Kaffee, Laptops und gutem Wetter bestand.

Auf einer Seite wurde ein Studiengang für Meeresbiologie vorgestellt, den Mara schon mehrfach angesehen hatte, weil sie als Kind unbedingt Wale erforschen wollte und später festgestellt hatte, dass sie sich tatsächlich noch immer für das Meer interessierte.

Sie schloss die Broschüre trotzdem wieder, weil Interesse noch lange keine Entscheidung war und Entscheidungen jene unangenehme Eigenschaft besaßen, andere Möglichkeiten in demselben Augenblick kleiner werden zu lassen.

Am Abend schrieb Ben ihr, dass seine Zusage für das Zimmer in Hamburg gekommen sei, und Mara schaffte es, ihm innerhalb von sieben Nachrichten gleichzeitig zu gratulieren und deutlich zu machen, dass sie gerade keine Lust auf ein längeres Gespräch hatte.

Danach lag sie lange im Bett, hörte ihren Vater unten durch das Haus gehen und nahm irgendwann das Buch wieder in die Hand, obwohl sie genau wusste, dass sie an diesem Tag nicht weiterlesen würde.

Sie blätterte gedankenlos durch die Seiten, betrachtete Knicke, Flecken und kleine Bleistiftstriche, die aus unterschiedlichen Jahren stammten und das Buch inzwischen stärker mit ihrem eigenen Leben verbanden als mit der Geschichte, die darin erzählt wurde.

Auf Seite siebenundvierzig befand sich ein Schokoladenfleck, auf Seite hundertsechs hatte Mara mit elf Jahren das Wort „bescheuert“ neben eine Entscheidung der Hauptfigur geschrieben, und auf Seite zweihundertdrei war ein getrocknetes Blatt zwischen den Seiten fast vollständig zu Staub geworden.

Als sie Seite zweihundertvierundachtzig erreichte, wollte sie das Buch bereits wieder schließen, bemerkte jedoch am unteren Rand eine dünne Bleistiftzeile, die sie in all den Jahren offenbar niemals bewusst wahrgenommen hatte.

Die Schrift war klein und etwas schräg, doch Mara erkannte sie augenblicklich, weil ihre Mutter Einkaufszettel, Geburtstagskarten oder Entschuldigungen für die Schule mit genau denselben hastigen Buchstaben geschrieben hatte.

Dort standen lediglich fünf Wörter, die so unspektakulär wirkten, dass Mara sie zunächst zweimal lesen musste, bevor sie verstand, weshalb ihr plötzlich das Herz schneller schlug.

Bis hierhin sind wir gekommen.

Mara strich mit dem Daumen über die Schrift, obwohl sie wusste, dass Graphit nach so vielen Jahren nicht plötzlich verschwinden würde, und erinnerte sich auf einmal wieder an jenen Abend, deutlicher als jemals zuvor.

Ihre Mutter hatte das Buch geschlossen, weil es bereits spät gewesen war, Mara am nächsten Morgen eine Mathematikarbeit schreiben sollte und beide darüber gestritten hatten, ob zehn Minuten weniger Schlaf tatsächlich irgendeinen messbaren Einfluss auf Bruchrechnung haben konnten.

Mara hatte verlangt, weiterzulesen, und ihre Mutter hatte gelacht, das Lesezeichen zwischen die Seiten geschoben und diesen Satz gesagt, den Mara anschließend acht Jahre lang mit sich herumgetragen hatte.

Solange du die letzte Seite nicht liest, ist die Geschichte noch nicht vorbei, hatte ihre Mutter gesagt, aber plötzlich hörte Mara nicht mehr die Stimme einer sterbenden Frau, die ihrer Tochter eine letzte Weisheit hinterließ.

Sie hörte eine erschöpfte Mutter, die endlich ins Bett wollte und ihrer neunjährigen Tochter versprach, dass sie morgen selbstverständlich weiterlesen würden, weil Geschichten nun einmal nicht verschwanden, nur weil man für eine Nacht mit ihnen aufhörte.

Ihre Mutter hatte ihr niemals beigebracht, dass man Enden vermeiden musste, denn Mara selbst hatte aus einem beiläufigen Satz ein Gesetz gemacht und dieses Gesetz anschließend so lange befolgt, bis sie vergessen hatte, dass es von ihr stammte.

Sie blätterte auf Seite zweihundertfünfundachtzig, wobei sich die Bewegung ihrer Hand beinahe lächerlich klein anfühlte für etwas, das sie acht Jahre lang nicht geschafft hatte.

Die Geschichte ging einfach weiter, ohne dass die Buchstaben ihre Form veränderten, ohne dass irgendwo ein Zeichen erschien und ohne dass ihre Mutter ein zweites Mal starb.

Mara las zunächst schnell, als müsse sie verhindern, dass ihr Mut unterwegs verloren ging, verlangsamte jedoch nach einigen Seiten, weil sie plötzlich begriff, dass sie das Ende nicht überwinden musste.

Sie durfte es lesen – genau jetzt!

Je näher die letzte Seite rückte, desto häufiger sah sie auf die verbleibenden Blätter zwischen ihren Fingern, deren Zahl sich unerbittlich verringerte, und bei der vorletzten Seite musste sie gegen die Tränen ankämpfen.

Dann blätterte Mara um und las die letzte Seite eines Buches, dessen Ende sie fast die Hälfte ihres Lebens lang nicht gekannt hatte.

Als sie den letzten Satz erreicht hatte, blieb ihr Blick noch eine Weile darauf liegen, bevor sie das Buch zuklappte und beide Hände auf den abgewetzten Einband legte.

Nichts im Zimmer hatte sich verändert, draußen fuhr irgendwo ein Auto vorbei, im Haus rauschte eine Wasserleitung, und durch die Wand hörte sie ihren Vater husten.

Ihre Mutter war noch immer tot, Mara war noch immer siebzehn, das Abitur würde weiterhin in neun Wochen beginnen und Ben würde im Herbst nach Hamburg ziehen.

Am nächsten Morgen stand einer der Kartons noch immer im Flur, während ihr Vater in der Küche Kaffee trank und so konzentriert auf sein Telefon blickte, als wolle er vermeiden, das gestrige Gespräch erneut beginnen zu müssen.

Mara ging mit dem Buch unter dem Arm an ihm vorbei, stellte es auf den Tisch und öffnete ihren Laptop, bevor sie ausreichend Zeit hatte, sich eine überzeugende Begründung dagegen auszudenken.

Sie suchte die Universität heraus, deren Broschüre seit Wochen auf ihrem Schreibtisch lag, öffnete das Bewerbungsportal für Meeresbiologie und begann, die Felder auszufüllen, obwohl sie noch immer nicht wusste, ob sie tatsächlich dort studieren wollte.

Vielleicht würde sie die Bewerbung später zurückziehen, vielleicht würde sie nicht angenommen werden oder vielleicht würde sie nach einem Semester feststellen, dass Wale aus sicherer Entfernung erheblich interessanter gewesen waren.

Als am Ende des Formulars die Schaltfläche zum Absenden erschien, hielt Mara den Finger einige Sekunden über dem Touchpad und bemerkte, dass sie auf irgendein Gefühl von Gewissheit wartete, das offensichtlich nicht kommen würde.

Sie klickte trotzdem.

Ihr Vater sah vom Telefon auf, sagte jedoch nichts, während Mara den Laptop zuklappte und das Buch vom Küchentisch nahm, dessen Einband sich in ihrer Hand plötzlich leichter anfühlte.

Sie ging in sein Schlafzimmer, stellte sich vor den noch geöffneten Karton und legte *Die Insel hinter dem Meer* zwischen die dunkelblaue Bluse ihrer Mutter und eine Schachtel mit alten Fotografien.

Als sie zurück in die Küche kam, stand ihr Vater in der Tür und betrachtete zunächst sie, dann den Karton, als hätte er verstanden, dass dort gerade etwas geschehen war, das besser nicht durch eine vorschnelle Frage beschädigt wurde.

Er fragte schließlich trotzdem, ob das Buch wirklich ebenfalls in die Kiste solle, wobei seine Stimme so vorsichtig klang, dass Mara beinahe wieder angefangen hätte zu weinen.

Mara nickte, sah noch einmal in Richtung des Schlafzimmers und dachte an Seite zweihundertvierundachtzig, an die fünf Bleistiftwörter ihrer Mutter und an all die Jahre, in denen sie geglaubt hatte, ein Ende verhindern zu können, indem sie ihm einfach nicht begegnete.

Dann sagte sie ihrem Vater, dass das Buch dort gut aufgehoben sei, weil sie das Ende inzwischen kenne und die Geschichte trotzdem noch da sei, ganz gleich, welches Ende sie sich jemals erhofft hatte.

Unvollkommene Vollkommenheit

Es ist ein seltsamer Moment, denke ich, während wir uns gegenüberliegen, nackt zwar und dennoch von einer Schicht unsichtbarer Stofflichkeit umhüllt, die nicht aus Leinen oder Seide besteht, sondern aus Erinnerung, aus all dem, was wir sind und waren, aus den Spuren, die uns geformt haben, und ich frage mich, wie es möglich ist, dass ich in diesem Augenblick nichts anderes tun möchte, als dich anzusehen, dich mit den Augen abzutasten, langsamer und behutsamer, als ich je eine Landschaft betrachtet habe, die mir bedeutend schien.

Dein Körper liegt vor mir, und er ist nicht makellos, das weiß ich, und du weißt es noch viel genauer, weil du jeden Spiegel und die zufälligen Lichter an einer Fensterscheibe schon seit Jahren mit Argwohn prüfst, und doch kann ich nicht anders, als dich in dieser unvollkommenen Vollkommenheit als schön zu empfinden, ja, mehr noch, als anziehend, als eine Wahrheit, die sich gegen das Ideal stellt und gerade in dieser Auflehnung gegen die glatten Oberflächen der Werbung und der Fiktionen von Jugend zu strahlen beginnt, als wüsste dein Körper mehr als ein Körper, als trüge er in seiner Haut, in seinen kleinen Narben, in seinen Linien die Geschichten einer Welt, die man nicht anders lesen kann, als indem man dich betrachtet.

Ich sehe deine Schulter, leicht gerundet, ein wenig eingefallen vielleicht, so als habe das Leben sie schon oft gebeten, Lasten zu tragen, die schwerer waren, als es sich für einen einzigen Menschen geziemt, und ich sehe, wie sich an dieser Schulter eine kleine Spur eingekerbt hat, eine Falte, die nicht vom Liegen herrührt, sondern von den Jahren, die darüber hinweggegangen sind, und während ich das wahrnehme, begreife ich, dass sie mir mehr sagt als jede Glätte, denn sie spricht davon, dass du dagewesen bist, dass du gelebt hast, dass du deine Last getragen hast und zuweilen auch getragen wurdest.

Dein Bauch, nicht flach, sondern weich, mit einer Rundung, die nicht vom Zufall stammt, sondern vom Leben, von den guten Mahlzeiten, von den beiden Geburten, von Abenden voller Wein und Lachen, von Nächten, die sich bis zum Morgen ausgedehnt haben, als man noch glaubte, man müsse die Zeit herausfordern, um ihr zu entkommen, und wie könnte ich diesen Bauch ansehen, ohne ihn als Beweis zu lesen, dass wir nicht aus Papier bestehen, sondern aus Fleisch, das atmet, liebt, leidet, altert und dennoch weiterlebt.

Ich erinnere mich an Bilder, die ich gesehen habe, von alten Gemälden, auf denen Frauen mit Körpern dargestellt sind, die nicht in die Mode unserer Zeit passen, die aber von einer Sinnlichkeit durchtränkt sind, die mehr ist als Haut und Form, die eine Ahnung davon geben, dass Schönheit nichts mit Maßstäben zu tun hat, sondern mit einer inneren Gewissheit, die nach außen strahlt, und so empfinde ich dich jetzt: nicht gemessen an den Listen einer Zeitschrift, sondern an der Tiefe deiner Gegenwart, die stärker leuchtet als jedes künstliche Licht.

Deine Brust bewegt sich, wenn du atmest, und ich sehe die kleinen Spuren, die das Alter gezeichnet, die Schwerkraft, die ihre Arbeit getan hat, nicht gnadenlos, sondern in jener stillen Art, in der die Natur uns immer daran erinnert, dass alles veränderlich ist, dass nichts so bleibt, wie es war, und dennoch erkenne ich in dieser Bewegung einen Rhythmus, der mich beruhigt, der mich an die ersten Atemzüge meiner Kinder erinnert, als ich sie zum ersten Mal in den Armen hielt, und es ist diese Parallele, die mich lehrt, dass dein Körper nichts anderes macht, als die Wahrheit des Lebens zu atmen, und dass ich, wenn ich ihn ansehe, mich selbst in einer größeren Ordnung wiederfinde. Du siehst mich an, deine Augen, die ein wenig überarbeitet wirken und zugleich eine Helligkeit bewahren, die nicht aus dem Schlaf kommt, sondern aus etwas Tieferem, aus dem Wissen, dass man schon viel gesehen hat und dennoch bereit ist, noch einmal zu schauen, und ich begreife, dass deine Augen mehr erzählen, als dein Mund es könnte, und dass ihr Glanz nicht der Glanz der Jugend ist, sondern der Glanz einer Erfahrung, die nicht weniger strahlend, sondern nur tiefer geworden ist, ein Glanz, der mich anzieht, weil er nicht nur verspricht, sondern auch weiß, was er verspricht.

Wir liegen da, und es geschieht nichts – nichts, das man erzählen könnte, wenn man von Handlung spräche –, und doch geschieht alles, weil ich deine Nähe spüre, die Wärme deiner Haut, die den Abstand zwischen uns erfüllt, ohne dass wir uns berühren müssten, und dieses Schweigen, dieses Liegen, dieses gegenseitige Ansehen ist mehr Handlung, als eine ganze Abfolge von Gesten es je sein könnte, weil es nichts zurückhält und nichts fordert, sondern einfach ist.

Es fällt mir schwer, nicht in Bildern zu denken, wenn ich dich so sehe: Ich vergleiche deine Haut mit Landschaften, die ich bereist habe, wo die Hügel sich weich aneinander schmiegen, wo das Licht Schatten wirft, die nichts verhüllen, sondern vertiefen, und ich erinnere mich an einen Sommer in Italien, als ich in der Toskana stand und die Felder betrachtete, golden, mit Linien von Wegen und Spuren, und wie ich damals schon empfand, dass Schönheit nicht glatt ist, sondern strukturiert, nicht makellos, sondern von Geschichte durchzogen, und nun erkenne ich dieselbe Wahrheit in dir.

Deine Hände liegen vor dir, leicht gekrümmt, und ich sehe die Spuren an ihnen, die kleinen Adern, die hervortreten, die Finger, die nicht mehr so straff sind wie früher, und ich denke daran, wie viele Dinge diese Hände schon getan haben müssen – gekocht, geschrieben, gestreichelt, getragen, vielleicht auch geschlagen, aus Wut, aus Verzweiflung –, und ich empfinde sie als die wahren Archive deines Lebens, denn jede Spur an ihnen erzählt von etwas, das du getan, das du erlebt hast, und ich möchte sie nicht geglättet sehen, weil sie sonst lügen würden.

Wir schweigen, und in diesem Schweigen liegt ein Versprechen, das nicht ausgesprochen werden muss, weil wir beide wissen, dass Worte hier nur ablenken würden, und ich erkenne, wie selten es ist, einen Augenblick auszuhalten, ohne ihn zu füllen, und wie viel Mut es braucht, einfach liegen

zu bleiben, einander anzusehen, ohne zu handeln, und ich empfinde diesen Mut in dir, der mich stärkt, weil er mir zeigt, dass wir beide nicht mehr das Bedürfnis haben, uns zu beweisen, sondern nur noch zu sein.

Ich denke an die Jahre, die vergangen sind, und daran, wie ich früher anders geschaut hätte: auf die Jugend fixiert, auf das, was glänzt, ohne Tiefe, auf das, was verspricht, ohne zu wissen, ob es halten kann, und ich erkenne, dass ich heute anders schaue, dass ich sehe, was bleibt, wenn das Oberflächliche verschwunden ist, und dass du genau das bist: das Bleibende, das Tragende, das Wahre, das in der Unvollkommenheit mehr Schönheit trägt als jede glatte Hülle.

Ich ertappe mich dabei, wie ich mir wünsche, dass dieser Moment niemals vergeht, und doch weiß ich, dass er vergehen wird, dass er wie alles Zeitliche nur ein Auszug aus der Gegenwart ist, und gerade deshalb brennt er sich ein, wie ein Duft, den man einatmet, bevor er verweht, oder wie ein Musikstück, das verklingt, aber im Inneren nachhallt, und ich begreife, dass Sinnlichkeit nicht im Besitz liegt, sondern im Erleben, nicht im Festhalten, sondern im Wahrnehmen, und dass ich dich in diesem Augenblick wahrnehme wie nie zuvor.

Du bist schön, denke ich, und während ich dieses Wort in mir bewege, es in meinen Gedanken herumrolle und die kleinen Ecken und Kanten abschleife, bis es glatt und ohne Makel ist, wird mir klar, dass es zu klein ist, dass es nicht fassen kann, was ich empfinde, dass es zu abgenutzt ist, um das zu tragen, was ich sehe, und doch sage ich es nicht laut, weil ich fürchte, es würde im Raum zerfallen, wenn es nicht getragen würde von all den Schichten, die es in mir trägt.

Wir liegen weiter da, und die Zeit vergeht – langsam und zugleich zu schnell –, und ich weiß, dass wir beide älter sind, dass wir nicht mehr die Körper von Zwanzigjährigen haben, dass wir Spuren tragen, Falten, Rundungen, Schatten besitzen, aber ich weiß auch, dass es genau diese Spuren sind, die uns lesbar machen, wie ein Buch, das nicht mehr neu ist, sondern gebraucht, und dessen Seiten umso wertvoller sind, weil sie schon so oft aufgeschlagen wurden.

Während ich dich so betrachte, weiß ich im tiefsten Inneren meines Herzens, dass ich dich nicht anders haben möchte, als du bist.

Objects in mirror are closer than they appear

Manchmal, wenn die Sonne so tief steht, dass sie nicht nur die Straße, sondern auch die eigenen Erinnerungen vergoldet, dann scheint es, als würde alles, was hinter einem liegt, plötzlich näher kommen, als hätte es sich entschlossen, den Abstand, den man sich mühsam erarbeitet hat, einfach zu ignorieren, und in solchen Momenten denke ich an diesen Satz, den ich irgendwann auf einem Rückspiegel gelesen habe – Objects in mirror are closer than they appear –, und ich frage mich, ob er nicht weniger eine Warnung als eine Wahrheit ist, nicht für Autofahrer, sondern für alle, die versucht haben, von etwas davonzueilen.

Denn die Straße vor mir ist gerade und leer, sie zieht sich wie ein aufgeschlitzter Gedanke durch die Landschaft, irgendwo zwischen den vergessenen Dörfern, die nur aus einer Tankstelle und einem verwitterten Zebrastreifen zu bestehen scheinen, und dem Meer, das ich noch nicht sehen kann, aber das in meinem Kopf schon rauscht, und während der Motor summt, ein gleichmäßiges, beruhigendes Geräusch, das fast schon wie Atmen klingt, tauchen im Rückspiegel Gesichter auf, die ich längst hätte vergessen sollen, aber da sind sie, klarer als der Asphalt, der unter den Reifen verschwindet, und ich begreife, dass Erinnerung kein Ort ist, sondern ein Drängeln, ein Aufblitzen – wie ein hartnäckiges Klopfen an die Tür des Bewusstseins, das man nie ganz abschließen kann.

Ich erinnere mich an sie, wie sie auf dem Beifahrersitz saß, die Füße auf dem Armaturenbrett, obwohl ich jedes Mal sagte, sie solle das lassen, und sie grinste nur, dieses grinsrische Grinsen, das sagte: Ich weiß, du meinst es ernst, aber ich nehme dich nicht ganz ernst, weil du zu sehr versuchst, kontrolliert zu wirken, und Kontrolle ist doch das Gegenteil von Leben, und während ich damals tat, als würde mich das ärgern, war ich heimlich dankbar, dass sie genau das war – unberechenbar, gegenläufig, frei, wie ein Windstoß, der den Rauch einer Zigarette in die falsche Richtung bläst.

Jetzt, Jahre später, höre ich im Radio irgendein Lied, das sie gemocht hätte, eines von diesen endlosen Achtziger-Dingern mit überzogener Dramatik und zu viel Hall auf der Stimme, und ich ertappe mich dabei, wie ich mitsumme, obwohl ich damals behauptet habe, das sei Kitsch, und vielleicht war es das auch, aber wer will schon leben ohne eine Spur von Kitsch, wenn der Himmel plötzlich violett wird und das Licht die Dinge weichzeichnet, so dass man fast glauben könnte, die Welt sei ein Ort, an dem sich alles irgendwann erklärt.

Aber das tut es nicht, das weiß ich, weil jede Meile, die ich fahre, nur die Entfernung zwischen damals und jetzt verlängert, und gleichzeitig verkürzt, paradoxerweise, denn je weiter ich fahre, desto schärfer werden die Konturen dessen, was ich zurückgelassen habe, als hätte der Rückspiegel eine eigene Art von Zeit, eine, in der nichts wirklich vergeht, sondern nur weiter existiert, ein wenig blasser, aber immer noch greifbar genug, um mich ab und zu zu streifen, wie ein Schatten auf der Fahrbahn, dem man nicht ausweichen kann, ohne ins Schleudern zu geraten.

Wahrscheinlich ist das der eigentliche Grund, warum Menschen fahren, dachte ich, nicht um irgendwo anzukommen, sondern um das, was hinter ihnen liegt, in Bewegung zu halten, um es nicht ganz zu verlieren, weil Stillstand das wahre Vergessen ist, und so halte ich den Wagen in der Spur, sehe, wie die Kilometeranzeige sich beharrlich weiterdreht, als würde sie heimlich die Zeit zählen, nicht die Strecke, und irgendwo hinter mir, in diesem kleinen rechteckigen Spiegel, glitzern Momente auf, die ich nicht festhalten kann, aber auch nicht loswerde.

Ich erinnere mich an den letzten Streit, an diesen absurden Moment, als sie ausstieg, mitten auf der Landstraße, die Hände in die Hüften stemmte und sagte, sie gehe jetzt zu Fuß weiter, und ich lachte zuerst, weil ich dachte, sie macht Witze, aber sie ging wirklich, einfach so, ohne sich umzudrehen, und ich saß da, im Auto, und wartete eine Minute, zwei, vielleicht zehn, und irgendwann fuhr ich weiter, weil irgendwas in mir sagte, dass sie genau das wollte – dass ich fahre, dass ich Abstand gewinne, dass ich verstehe, dass Nähe manchmal nur bedeutet, den anderen ziehen zu lassen, weil man sonst beide stehenbleibt.

Jetzt, Jahre später, sehe ich sie immer noch da, kleiner werdend im Rückspiegel, ein Punkt zwischen Himmel und Asphalt, und manchmal frage ich mich, ob sie sich jemals umgedreht hat, ob sie gesehen hat, wie ich davongefahren bin, oder ob sie einfach weiterging, in irgendeine Richtung, die nicht mehr meine war, und ob sie heute, irgendwo, vielleicht auch in einen Spiegel blickt und denkt, dass die Dinge, die man zurücklässt, nie ganz verschwinden, sondern sich nur in einen anderen Winkel der Erinnerung verschieben.

Die Dämmerung kommt, wie sie das immer macht, leise und unaufhaltsam, und ich schalte die Scheinwerfer ein, sehe die Reflexion der Lichter im Glas, sehe mich selbst darin, älter, müder auf jeden Fall, aber auch ruhiger und reifer, und plötzlich begreife ich, dass der Rückspiegel nicht nur zeigt, was hinter mir liegt, sondern auch, wer ich damals war, und dass dieses Bild, verzerrt, flüchtig, von der Vibration der Straße durchzogen, womöglich ehrlicher ist als jedes Foto, das ich je gemacht habe.

Während ich fahre, denke ich, dass es mitunter gar nicht schlimm ist, wenn die Objekte im Rückspiegel näher erscheinen, als sie wirklich sind, weil Nähe eine Illusion ist, die wir brauchen, um nicht ganz zu zerfallen, eine Art Selbstbetrug, der das Weiterfahren ermöglicht, und dass das Leben, wenn man ehrlich ist, nichts anderes ist als eine Abfolge solcher Spiegelungen – manche klar, manche verstaubt, andere gar beschlagen vom eigenen Atem –, und dass die Straße, die vor einem liegt, nur dann Sinn ergibt, wenn man ab und zu hineinschaut in das, was man hinter sich glaubt.

Ich beschleunige, nicht aus Eile, sondern aus Trotz, als wollte ich der Physik selbst beweisen, dass Bewegung kein Entkommen ist, sondern ein Kreisen, und dass irgendwo hinter der nächsten Kurve die Vergangenheit auf mich wartet, nicht als Gespenst, sondern als Mitfahrerin, die lächelt und

sagt: Na, endlich wieder unterwegs?, und ich würde lachen und sagen: Ja, aber diesmal fahre ich nicht davon, sondern dorthin, wo die Spiegel anfangen, ehrlich zu werden.

Daher fahre ich weiter, die Straße wird schmaler, der Himmel dunkler, das Radio rauscht, und ich denke, dass es vielleicht gar nicht so wichtig ist, wohin man fährt, solange man den Blick nicht ganz verliert – nicht nach hinten, nicht nach vorn, sondern dorthin, wo beides sich für einen Moment berührt, in diesem schmalen, vibrierenden Rechteck zwischen Erinnerung und Richtung, zwischen dem, was war, und dem, was noch werden könnte.

Ein Herz der Einsamkeit

Es war einer dieser Abende, an denen die Wohnung die Rolle einer überempfindlichen Bühne übernimmt, auf der jedes Requisit ein wenig zu bewusst an seinem Platz steht, die Pfannen in der Küche zu glänzend, aber misstrauisch unbenutzt wie gut gemeinte Versprechen, der Wasserkocher mit jenem mürrischen Pfeifen, das mehr nach Pflicht als nach Einladung klingt; die Teller im Schrank so ordentlich gestapelt, dass man fast glaubt, sie erhofften eine Inspektion durch eine höhere Instanz; und während sie durch die Räume ging, fiel ihr wieder dieses seltsame, leise Pochen der Wanduhr auf, die, wie an schlechter Gewohnheit leidend, seit Monaten kurz vor Mitternacht stehen bleibt, als ob die Zeit selbst sich weigere, einen neuen Tag einzulassen, und die Tapete – eine altmodische, etwas zu warme, an der Südseite leicht ausgebleichene – hob und senkte sich mit den unsichtbaren Atemzügen des Hauses, sodass sie, ohne zu lächeln und doch fast zärtlich, dachte, dies sei die kleinste aller denkbaren Gemeinschaften: eine Mieterin und ihr Gebäude, beide nicht mehr ganz neu, beide mit Geräuschen, die man nur hört, wenn man hinzuhören wagt.

Auf dem Küchentisch stand das halb geleerte Glas, dessen kreisförmiger Wasserabdruck wie ein improvisierter Kalender wirkte, und daneben lag das Notizbuch, leer aufgeschlagen, mit jener herausfordernden Weisheit, die nichts entschuldigt, und aus dem Regal kam, kaum wahrnehmbar, das murmelnde Rascheln der Buchrücken, als übten die Wörter die Choreografie eines Satzes, der sich noch nicht zu erkennen geben will; sie dachte, es sei vielleicht an der Zeit, die Dinge nicht mehr so zu betrachten, wie man sie anordnet, sondern so, wie sie sich benehmen, wenn sie glauben, unbeobachtet zu sein, denn genau dort – im scheinbar Unbelebten, das eine kleine Unkorrektheit zulässt – öffnet sich zuweilen ein Spalt, in den die Möglichkeit wie ein scheues Tier hinein- und wieder heraustritt.

Da bemerkte sie auf dem Fensterbrett wieder die kleine Gestalt, die bei ihrem ersten Erscheinen mehr Wärme als Schreck in ihr ausgelöst hatte: ein Mädchen von vielleicht acht Jahren, barfuß, mit einem Kleid, das zu kurz geraten war und doch wie selbstverständlich irgendwie korrekt saß, als wäre es gerade erst aus einer Erinnerung geschnitten worden; das Kind trat ohne Geräusch an den Küchentisch, setzte sich auf den Stuhl, der sonst niemandem gehörte, und begann, mit unsichtbaren Stiften über die Tischplatte zu fahren, und sie – die so selten zulässt, dass jemand ihren Raum beansprucht – sah den Linien zu, die nur in ihrer Wahrnehmung Gestalt annahmen, zuerst dünn wie Nebel über einem See, dann dichter, bis die Zeichnung die Form einer Landkarte annahm, auf der die Küchenlampe die Sonne war und der Tropfrand des Glases das Meer, die Uhr jedoch, eigensinnig wie immer, ein festes Kap darstellte, an dem Wellen scheitern und neu beginnen.

Sie sprach das Mädchen nicht an, weil Worte in solchen Momenten wie schlechte Dolmetscher wirken, die sich zwischen zwei Wesen drängen, die sich bereits verstehen; und doch, ohne die Lippen zu bewegen, stellte sie die Frage, deren Unruhe ihr seit Wochen durch die Adern ging – was denn, bitte schön, noch zu erwarten sei, wenn die fünfzig vor der Tür stand, ungebeten und doch unvermeidlich, und nichts von dem eingetreten war, was die Ratgeberhefte mit ihrer infantilen Zuversicht für garantiert halten –, und das Kind hob den Kopf, strich ein paar Salzkrümel zusammen, die auf wundersame Weise eine kleine Konstellation bildeten, so als gäbe es auch in dieser Küche einen Himmel mit Sternen, die nur darauf warteten, benannt zu werden, und in der Stille ihrer Gedanken hörte sie den Satz, der weder Trost noch Drohung war: dass das, was nicht geworden ist, als Möglichkeit weiterlebt – nicht um Vorwürfe zu erheben, sondern um Richtung anzuzeigen, leise, aber bestimmt.

Sie lachte, nicht laut, doch entschlossen genug, um die Lamellen der Jalousie minimal vibrieren zu lassen, und dachte an die manierten Parolen der Zeit, die gern behauptet, fünfzig sei das neue dreißig, als ließe sich ein Kalender durch Marketing umstimmen, während die Gelenke anderer Meinung sind und die Spiegel mit stoischer Sachlichkeit berichten; sie dachte an die Listen, die man ihr unterschob – Achtsamkeit morgens, Intervallfasten mittags, Biohacking abends, dazu die versprochene „Selbstliebe in zehn Schritten“, von denen Schritt neun unweigerlich den Kauf eines weiteren Geräts erfordert –, und fragte sich, ob die wahre Dreistigkeit nicht darin bestand, die Zumutungen der Jahre anzunehmen, ohne sich von ihnen dominieren zu lassen, so wie sie es in jeder Beziehung verweigert hatte: kein Zurücklehnen auf ihre Kosten, keine stillschweigende Übernahme der Regie durch jemanden, der glaubt, Besitz und Nähe seien Synonyme, sondern die unbequeme, dafür ehrliche Verabredung, dass zwei Gegenwarten nebeneinander existieren dürfen, ohne sich zu verringern.

Die Uhr blieb wieder stehen – vierundzwanzig Minuten vor zwölf, als hätte sie Angst vor einer runden Zahl – und das Kind, nun am Spülbecken, zog mit dem Finger eine Linie durch den Beschlag der Scheibe, die exakt an jenem Punkt einen Haken machte, an dem die Aussicht auf die dunkle Straße begann; sie verstand das als nachsichtigen Hinweis, die Grenze zwischen innen und außen nicht als Wall zu behandeln, sondern als Membran, die durchlässig wird, wenn man leiser atmet, und sie öffnete das Fenster einen Spalt weit, ließ die Nacht herein, die wie kaltes Eisen und nasser Asphalt roch, und spürte, wie der Raum den neuen Luftsatz akzeptierte, ohne sein Wesen aufzugeben, was ihr ausreichend Beispiel war, sich nicht neu erfinden zu müssen, um sich zu verändern.

Es gab, das wusste sie plötzlich mit derselben nüchternen Klarheit, mit der man den Kontoauszug liest, kleine Handlungen, die nicht nach Pathos verlangen und doch eine Achse verschieben: die störrische Uhr abnehmen und einem Uhrmacher anvertrauen, als sei Zeit kein Feind, sondern ein

alter Nachbar, der manchmal nur einen neuen Schlüssel braucht; den zweiten Stuhl nicht mehr als Platzhalter zu behandeln, sondern als Gegenüber – heute für ein unsichtbares Kind, morgen vielleicht für eine lebendige Stimme, übermorgen für das eigene Schweigen, das Platz nehmen will; ein zweites Glas aus dem Schrank holen und es nicht als Mangel an Realismus deuten, sondern als Geste der Gastfreundschaft gegenüber dem Unbestimmten, das sich meldet, wenn man es nicht auslacht.

Das Mädchen nickte, oder sie wollte das so sehen, was auf dasselbe hinauslief, und zeichnete zuletzt einen winzigen Kreis in den Beschlag, der aussah wie ein Knopf, den man drücken könnte, wenn man bereit sei; dann war es fort, nicht dramatisch, eher so, wie ein Gedanke verschwindet, der seine Arbeit getan hat, und sie stand da in der still gewordenen Küche, die sich nicht mehr anfühlte wie ein Beweis für etwas Versäumtes, sondern wie eine Werkstatt, in der die Dinge sprechen, sofern man sie nicht dauernd unterbricht, und sie legte die Hand auf die widerspenstige Uhr, als könnte Wärme Mechanik überreden, und sagte – zu wem auch immer –, dass sie nicht um Verjüngung bitte, sondern um Richtung, und dass sie bereit sei, den Preis der Jahre zu zahlen, ohne Zins für Selbstverachtung.

Als sie das Fenster wieder schloss, war nichts Spektakuläres geschehen und doch viel: Die Tapete atmete ruhiger, das Glas stand nicht mehr halb leer und nicht halb voll, sondern bereit, und irgendwo, hinter dem Flüstern der Bücher, setzte eine unsichtbare Redaktion die Sätze neu zusammen, damit das, was kommt, nicht als Wunder erscheinen muss, sondern als präzise Folge einer kleinen, unbeirraren Entscheidung, die, wer weiß, bereits gestern in ihr begonnen hatte, als sie zum ersten Mal bemerkte, dass nicht nur sie die Wohnung bewohnt, sondern die Wohnung auch sie.

Das Mädchen, das bis eben noch schweigend mit Salzkrümeln Sternbilder entworfen hatte, stand nun auf, streckte eine kleine Hand aus, deren Fingerspitzen zart und kühn zugleich wirkten, und sie, die sonst nie in Versuchung gerät, ihre Distanz aufzugeben, legte ihre eigene Hand hinein, als wäre es die natürlichste Geste der Welt, und sofort schien sich die Wohnung verändert zu haben, nicht in ihrer äußeren Form, die Wände standen noch, die Türen quietschten wie eh und je, doch in ihrem Inneren begannen sich Räume zu füllen mit dem, was nie sichtbar war, solange man sich weigerte hinzusehen: ein leichtes Flirren in der Luft, als wären Erinnerungen nicht in Gedanken gespeichert, sondern wie Staubpartikel in der Sonne aufgehoben, und das Kind zog sie durch den Flur, als wolle es sie mit jener Welt vertraut machen, die sie selbst aufgebaut und doch vergessen hatte.

Im Schlafzimmer, wo der Schrank wie immer knarzte, hing auf einmal das Kleid, das sie mit zweiundzwanzig auf einer Sommerhochzeit getragen hatte, ein Kleid, von dem sie geglaubt hatte, es längst verschenkt oder verloren zu haben, und als sie die Hand darüber streifen ließ, fühlte sie

die Wärme jener Nacht, in der ein junger Mann ihr ein Kompliment machte, das weder klug noch originell war, aber für einen Moment eine Tür öffnete, die sie dann nie durchschritten hatte, und sie hörte in der Ferne Musik, die längst verklungen sein sollte, doch nun zurückkam wie ein zu spät eingetroffener Gast.

Im Wohnzimmer, wo sonst nur die Bücher dominierten, stand auf dem Tisch plötzlich ein alter Brief, mit jener unordentlichen Handschrift, die sie sofort erkannte, denn es war der erste Versuch eines Liebesbriefes, den sie als Achtzehnjährige bekommen hatte, und sie erinnerte sich, wie sehr sie damals lachen musste über die unbeholfene Wortwahl, so sehr, dass sie die Zuneigung im Spott verlor; jetzt jedoch, Jahrzehnte später, sah sie in den krummen Buchstaben nicht mehr die Lächerlichkeit, sondern die Anstrengung eines Herzens, das sich öffnete, und das Kind lächelte, als wüsste es, dass in jedem Versäumnis ein Schatz liegt, der nicht weniger wertvoll wird, nur weil man ihn nicht gehoben hat.

In der Küche wiederum, in der das Glas noch immer stand, zeigten die Fliesen plötzlich Bilder, wie Polaroids, die sich aus dem Nichts entwickelten: Sie sah sich als Vierunddreißjährige, müde von langen Arbeitstagen, aber stolz auf ein Projekt, das sie gegen Widerstände durchgesetzt hatte; sie sah sich als Neunundzwanzjährige, lachend mit Freundinnen, von denen sie längst nur noch Adressen hat, die niemand mehr nutzte; sie sah sich als Fünfundvierzigjährige, allein am See – und das Alleinsein hatte in diesem Bild nichts Bitteres, sondern die Ruhe einer Frau, die das Alleinsein kennt wie andere eine vertraute Melodie.

Als das Kind ihre Hand drückte, fester nun, als wolle es ihr Mut zusprechen, spürte sie, dass dies keine Illusion war, kein Traum und keine Flucht, sondern dass ihre Wohnung, ihr Leben, all diese Räume, die sie seit Jahren als Abstellkammern ihrer Tage betrachtete, in Wahrheit Speicher einer Chronik waren, die niemand sonst lesen konnte; und während sie auf die Uhr blickte, die bisher stur vierundzwanzig Minuten vor Mitternacht verharrt war, bemerkte sie, dass der Zeiger sich bewegte, nicht vorwärts, nicht rückwärts, sondern in einer leichten, kreisenden Drehung, als wollte die Zeit selbst tanzen, unbeeindruckt von der linearen Ordnung, die man ihr aufzwang.

Das Mädchen zog sie weiter, bis vor den Spiegel im Flur, und dort sah sie nicht nur sich selbst, wie sie war, sondern überlagerte Schichten ihres Gesichts: das Mädchen von sechzehn mit den trotzig dunklen Augen, die Frau von dreißig mit der vorsichtigen Hoffnung auf Dauer, die Vierzigjährige, die sich weigerte, klein beizugeben, und die jetzige, die mit all den Jahren vor sich stand und spürte, dass nichts verloren war, solange man es in sich trug, auch wenn es nicht in der Welt fortbesteht; und sie dachte, dass vielleicht genau dies das Versprechen der Fünfzig war: kein Beginn, kein Ende, sondern das Zusammenfallen aller Zeiten in einem Herz, das stärker schlug, wenn es nicht nur das Heute, sondern auch die verpassten, verschütteten und verdrängten Gestalten in sich aufnahm.

Das Mädchen ließ ihre Hand nicht los, sondern zog sie nun, leise wie ein Luftzug, durch den Flur, bis zur Wohnungstür, die, sonst stets ein wenig schwergängig und mit einem jener Schließzylinder versehen, die sich nur mit leichten Ruckbewegungen überzeugen lassen, heute wie von selbst aufsprang, als wäre das Haus selbst neugierig geworden, wohin die beiden gehen würden, und draußen lag die Nacht, still und mit jenem flachen Glanz auf dem Asphalt, der entsteht, wenn der Regen schon Stunden zurückliegt, die Luft aber die Feuchtigkeit nicht ganz loslassen will; und während sie über die Stufen hinabgingen, hatte sie für einen Moment das Gefühl, nicht mehr zu unterscheiden, ob sie sich bewegt oder ob die Treppen unter ihren Füßen sachte verschoben werden, wie in einem Traum, der das Gewicht der Schritte nicht kennt.

Die Straße war leer, nur die Straßenlaternen brannten mit jenem melancholischen Gelb, das an längst vergangene Zeiten erinnert, und plötzlich fiel ihr auf, dass die Schaufenster, an denen sie vorbeikam, keine Waren zeigten, sondern kleine Szenen aus ihrem eigenen Leben: Dort, wo sonst ein Friseursalon war, sah sie sich an einem Schultisch sitzen, neun Jahre alt, die Hand erhoben, entschlossen, eine Antwort zu geben, die sie nicht mehr erinnern konnte; ein paar Meter weiter, an der Bäckerei, stand sie als Zwanzigjährige, zögernd vor dem ersten eigenen Zimmer, mit einem Schlüssel in der Hand, der damals noch wie ein Versprechen klang; und im Schaufenster der Apotheke, die seit Jahren ihre Ausgemergeltheit mit Tabletten zu vertreiben versuchte, sah sie ihr vierzigjähriges Ich, im grauen Mantel, nach einem langen Arbeitstag, erschöpft, aber mit einem Blick, der nicht aufgab, nur kurz für einen Moment innehielt.

Das Mädchen neben ihr schwieg, doch sie spürte, dass es sie führte, nicht zu einem Ziel, sondern durch die Kartographie ihrer eigenen Vergangenheit, die sich nun nicht mehr in Schubladen versteckte, sondern draußen, öffentlich, sichtbar geworden war, als hätte die Stadt beschlossen, für eine Nacht nicht ihre Funktion, sondern ihre Bedeutung zu zeigen.

Sie gingen weiter, bis zum kleinen Platz mit der alten Linde, an dem sie früher oft vorbeigekommen war, ohne je länger zu verweilen, und dort stand eine Bank, auf der jemand saß, und sie erkannte mit einem fast körperlichen Schreck sich selbst, nicht jung, nicht alt, vielleicht so wie heute, aber ruhiger, gelassener, mit einem Blick, der nicht suchte, sondern sah; die Gestalt auf der Bank lächelte ihr zu, und in diesem Lächeln lag keine Aufforderung und kein Urteil, sondern eine schlichte, unaufgeregte Zustimmung, als wolle jemand sagen: „Du bist angekommen, nicht irgendwo, aber in dir.“

Das Kind löste ihre Hand, trat einen Schritt zurück und legte den Kopf schief, wie Kinder es tun, wenn sie wissen, dass der Augenblick des Abschieds gekommen ist, ohne dass man ihn aussprechen muss; und als sie sich umdrehte, war es nicht mehr da, nicht verschwunden im dramatischen Sinn, sondern einfach nicht mehr nötig, so wie ein Gedanke, der, kaum gedacht, sich im Inneren festsetzt und nicht mehr äußerlich auftreten muss.

Sie ging zur Bank, setzte sich neben die Gestalt, die sie war und zugleich nicht war, und beide sahen schweigend zur Linde hinauf, deren Blätter im Nachtwind rauschten wie Stimmen einer Sprache, die man nie ganz erlernen kann, aber deren Klang man versteht; und während die Uhr der Kirche in der Ferne Mitternacht schlug – zum ersten Mal seit einer gefühlten Ewigkeit erlebte sie, dass Zeit tatsächlich voranschritt –, dachte sie nicht mehr darüber nach, was das Leben ihr noch bieten müsse, als sei es ein Warenhaus mit Abteilungen für Glück, Zuneigung und Neubeginn, sondern darüber, was sie selbst tragen konnte, was sie bereit war, in dieses Herz der Einsamkeit hineinzunehmen, ohne es mit Bedauern zu überfrachten.

Der Regen setzte wieder ein, erst zögerlich, dann dichter, aber sie blieb sitzen, und das Wasser fühlte sich nicht wie Bedrohung an, sondern wie eine Erinnerung daran, dass alles fließt, auch das, was man für feststehend hält; und in dieser nächtlichen Bewegung, zwischen der Frau, die sie war, der Frau, die sie sein konnte, und der unsichtbaren Begleiterin, die nun in ihr selbst wohnte, spürte sie eine Ruhe, die keine Lösung versprach, aber eine Richtung eröffnete – nicht laut, nicht pathetisch, eher wie eine leise innere Zustimmung zu einem Weg, den niemand für sie zeichnen wird – außer sie selbst.

Als sie sich schließlich erhob und den Heimweg antrat, war die Stadt dieselbe und doch verändert, weil sie sich selbst nicht mehr als Beobachterin am Rand sah, sondern als Teil eines Gewebes aus Vergangenheit, Gegenwart und leiser Möglichkeit; die Wohnung würde sie erwarten, mit ihren atmenden Wänden, den flüsternden Büchern und der Uhr, die vielleicht jetzt wieder gehen wollte, und irgendwo in ihr, kaum wahrnehmbar, schlug ein Herz, das nicht gegen die Einsamkeit kämpfte, sondern sie umschloss wie eine Form, in der Neues entstehen konnte.